

Gegen den Mainstream

„Totalitäre Schäferhunde“ führten im vergangenen Jahr die Verantwortlichen des Dresdner Hannah-Arendt-Instituts an der Nase herum. Im Rahmen einer Tagung an der Berliner TU reicht ein satirisches Autorenkollektiv als fiktive Doktorandin Christiane Schulte einen Aufsatz zum Thema „Der deutsch-deutsche Schäferhund – Ein Beitrag zur Gewaltgeschichte des Jahrhunderts der Extreme“ ein: Dessen Kernthese lautete, dass die Wachhunde der DDR-Grenztruppen in direkter Linie von den Wachunden der SS in den Konzentrationslagern von Buchenwald und Sachsenhausen abstammen würden. Diebisch freuten sich die vermeintlichen Impulsgeber auf dem geschichtswissenschaftlichen Gebiet der Animal Studies über ihren Schlag gegen die moderne Praxis der (bürgerlichen) Geschichtswissenschaft an deutschen Hochschulen und Instituten, die von Sparzwängen und Drittmittelabhängigkeiten, mangelnder Sorgfaltspflicht und fehlender kritischer Debattenskultur innerhalb der oftmals prekär angestellten Akademikerkreise dominiert und gelähmt wird. Nicht erst seit den Stilblüten herrschaftsstützender Wissenschaftsentwürfe und -praktiken steht die Notwendigkeit einer kritischen und widerständigen Geschichtsschreibung von linker Seite außer Frage. „Wir kennen nur eine einzige Wissenschaft, die Wissenschaft der Geschichte“, brachten Marx und Engels die grundlegende Fixierung des Wissenschaftlichen Sozialismus auf die Mechanismen der natürlichen und gesellschaftlichen Geschichte des Menschen auf den Punkt. Die „Krise des Marxismus“ in den 1970er und 1980er Jahren sowie der Zusammenbruch des Staatssozialismus in Osteuropa wirkten sich dialektisch auf die weitere Entwicklung der Theorien kritischer Geschichtswissenschaft aus: einerseits ein Zerfall erstarrter Dogmen sowie der Verlust institutioneller Ressourcen (besonders im Bereich der Arbeiterbewegungsforschung der abgewickelten DDR-Hochschulen), andererseits eine fruchtbare Auseinandersetzung mit den dynamisch wachsenden Forschungsdisziplinen der Postmoderne, der Geschlechterforschung und anderen.

Ende Dezember 2013 lud das *AutorInnenkollektiv (AK) Loukanikos*, ein Zusammenschluss kritischer GeschichtswissenschaftlerInnen, zu einer Konferenz ein, deren Beiträge und Diskussionsergebnisse nunmehr in Buchform vorliegen. Der Sammelband spiegelt querschnittartig zentrale Diskussionsstränge des linken Geschichtsdiskurses der Gegenwart. So erklärte das Autorenkollektiv beispielsweise die Überwindung der Arbeitsteilung von akademischer Forschung und geschichtspolitischem Aktionismus zu einem fundamentalen Ziel der Tagung und musste rückblickend eingestehen, dass sogar in ihrem Reißbrettprojekt eine Schiefelage zuungunsten der Praxis im Allgemeinen oder auch der einfachen, barrierefreien Sprache als konstitutives Merkmal einer offenen, gleichberechtigten Diskussion entstand. Die von Ralf Hoffrogge eingeforderte „Erdung von Theorie“ (S. 114) findet ihren mehr oder minder konkreten Widerhall in den Tagungsbeiträgen über die Gedenkarbeit der Initiative ehemaliges KZ Uckermark e.V., den Reflektionen bezüglich des geschichtspolitischen und -didaktischen Umgangs mit der bewegten repressiven Vergangenheit des ehemaligen Frankfurter Untersuchungsgefängnisses Klapperfeld oder den Schilderungen zum Thema „Museen hacken, oder: Das ‚revolutionäre Potential der Partizipation‘“. Beim letztgenannten intervenierten Dörte Leps und Susann Lewerenz in der 2009 eröffneten Ausstellung zur Kolonialpolitik des Deutschen Reiches im Deutschen Historischen Museum in Berlin. Mittels Audioguide und herunterladbaren alternativen Kommentaren „hackten“ die Referentinnen die von den AusstellungsmacherInnen angebotene lineare Darstellung des Themas und versuchten „Leerstellen, Mehrdeutigkeiten und verdeckte Querverbindungen innerhalb nationaler Meistererzählungen“ aufzuzeigen. Gerade weil histo-

rische Museen im Deutschland des 21. Jahrhunderts verstärkt in den Sog marktwirtschaftlicher Überlegungen und Vermarktungszwänge geraten und zugleich das progressive Potential berühmter didaktischer Experimente wie des Historischen Museums Frankfurt der 1970er-Jahre verschüttet zu werden drohen, ist ein publikumswirksamer wie kreativer Eingriff in die oftmals zu sehr auf Identitäts- und Nationalgefühl zielenden bürgerlichen Ausstellungskonzeptionen ein gutes Beispiel linken geschichtspolitischen Ungehorsams.

Eine weitere rote Linie der Tagungsbeiträge ist die Auseinandersetzung klassischer linker Geschichtsschreibung in der Nachfolge einer marxistischen Methodik einerseits und einer postmodernen, dekonstruktivistischen Analyse der (vergangenen) „Wirklichkeit“ andererseits. David Mayer verweist in seinem Beitrag auf zwei grundlegende Denkstile der Linken, die ihren Niederschlag unter anderem in der Analyse der Gesellschaftsentwicklung fanden: die sinnlich-schwärmerische und die logisch-analytische. Während gerade die Geschichtsschreibung in staatssozialistischen Bahnen letztgenannter Schwerpunktsetzung folgte, lässt sich in der angelsächsischen New History-Bewegung mit ihrem profilierten marxistischen Vertreter Edward Thompson ein gewisser Romantizismus der People's History ausmachen, wie Dominik Nagl in seinen Ausführungen zur Wende innerhalb des britischen Marxismus der 1960er und 1970er Jahre verdeutlicht. Die zeitgenössisch an Thompsons Standpunkt herangetragene Kritik, dass er systematisch eine (moralische) Mystifizierung einfacher Volksschichten betreibt (vgl. den Beitrag von Max Lill), ebnet den Weg zur modernen Debatte um die Frage, ob linke Mythen bzw. die emphatische „große Erzählung“ von vergangenen Kämpfen eine geschichtspolitische Berechtigung besitzen oder nicht.

Renate Hürtgen erkennt in der bewussten Zerstörung liebgewonnener linker Mythen, der Theorie und Praxis eines „despotischen Kommunismus“ (hier für Staatssozialismus) eine Befreiung zur eigenen kritischen Freiheit. Andererseits betont sie, wie wichtig es für eine emanzipative Geschichtsschreibung und -politik im 21. Jahrhundert ist, die Erfahrungen, Erfolge und Fehler der sozialistischen Bewegung als Erbe anzunehmen und dabei der Gefahr einer „Generationspaltung“ linker Bewegungen entgegenzuwirken, wie Max Lill einfordert. Besondere Gefahr gehe von einer grassierenden „Geschichtslosigkeit der Linken“ bzw. einer „Abwertung von Geschichte“ (S. 327) aus – im Sinne der Neuen Linken müsse „Sinn für Ambivalenz und die mobilisierende Kraft von Mythen“ gefunden werden, so Lill weiter.

In ihren Überlegungen zu den Möglichkeiten emanzipativer Gedächtnispolitik plädiert Cornelia Siebeck im Rückgriff auf die Postmodernisten Laclau und Mouffe „jeder normativen historischen Erzählung die beanspruchte ‚Allgemeingültigkeit‘ abzusprechen“ (S. 373), nicht die Objektivität oder die Wahrheit, sondern gesellschaftliche Fragen der Gegenwart in den Fokus zu rücken und damit der Geschichte selber eine „schwache Positionierung“ zuzuweisen (S. 377). Ähnlich betonen auch Gottfried Oy und Christoph Schneider die Notwendigkeit, der „zweckdienlichen Falschdarstellung von Geschichte“ im Mythos mit einer radikalen Destruktion und Dekonstruktion der verwendeten Begrifflichkeiten zu begegnen. Vor den Gefahren der Beliebigkeit postmoderner Theorien, der Ablehnung der „großen Erzählungen“, i.e. dem Einordnen geschichtlicher Ereignisse in den Gesamtstrom historisch-gesellschaftlicher Entwicklung unter der Anleitung einer erklärenden wie sinngebenden Methode, warnen hingegen sowohl die Herausgeber vom AK Loukanikos – „postmoderner Scheiß der kleinen Erzählungen“ (S. 307) – als auch Beiträger wie Max Lill, der die „große Diskurswalze“ und das „situationistische Feiern des spontanen Moments“ unter Geringschätzung der in der Vergangenheit gemachten Erfahrungen keineswegs als ein geschichtswis-

Marc Bartuschka: Das NS-Rüstungswerk REIMAHG im Walpersberg bei Kahla. Erfurt: Landeszentrale für politische Bildung Thüringen, 2016

Paul Le Goupil: Resistance und Todesmarsch. Ein Franzose in Auschwitz, Buchenwald und Langenstein. Lich, Edition AV, 2015

Alexandre Froidevaux (Hg.): Der spanische Bürgerkrieg 1936-1939. Die spanische Gesellschaft und deutsche Intervention. Berlin Rosa-Luxemburg-Stiftung (Hg.), 2015

Wolfgang Benz, Peter Eckel, Andreas Nachama (Hg.): Kunst im NS-Staat. Ideologie Ästhetik Protagonisten. Berlin: Metropol, 2015

Tomasz Kranz (Hg.): Zur Pädagogik der Erinnerung. Bedingungen, Ziele und Methoden historischer Bildung in Gedenkstätten. Lublin: Panstwowe Muzeum na Majdanku, 2015

Susanne Heim u.a. (Hg.): Die Verfolgung und Ermordung der europäischen Juden durch das nationalsozialistische Deutschland 1933 – 1945. Bd. 12. West- und Nordeuropa Juni 1942 – 1945. Berlin: de Gruyter, 2015

Alwin Meyer: Vergiss deinen Namen nicht. Die Kinder von Auschwitz. Göttingen: Steidl, 2015

Judith Levi: Reise der Versöhnung. Eine Jüdin entdeckt ein verändertes Deutschland. Berlin: Hentrich & Hentrich, 2016

Eva Maria Bachinger, Gerald Lehner: Im Schatten der Ringstrasse. Reiseführer durch die braune Topographie von Wien. Wien: Czernin, 2015

Berliner Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes – Bund der Antifaschistinnen und Antifaschisten (VVN-BdA): „Fragt uns, wir sind die Letzten.“ Erinnerungen von Verfolgten des Nationalsozialismus und Menschen aus dem antifaschistischen Widerstand. Eine Interviewbroschüre. Teil 6. Berlin, 2015

Helmut Moll: Zeugen für Christus. Das deutsche Martyrologium. 6. erw. u. neu strukt. Aufl. Paderborn: Schöningh, 2015

Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes; Vereinigung österreichischer Freiwilliger in der Spanischen Republik 1936-1939 und der Freunde des demokratischen Spanien (Hg.): 80 Jahre Internationale Brigade. Neue Forschungen über österreichische Freiwillige im Spanischen Bürgerkrieg. Wien, 2016

Neuzugänge

Mordechai Strigler: Majdanek. Verloschene Lichter. Ein früher Zeitzeugenbericht vom Todeslager. Springe: zu Klampen, 2016

Ulrich Schmidt von Altenstadt, Christoph Bauer (Hg.): Eid und Gewissen. Zwischen Hitlers Mühlsteinen. Recherchen zur Geschichte des Generalstabsoffiziers Hans-Georg Schmidt von Altenstadt. Berlin: epubli, 2016

Werner Renz (Hg.): „Von Gott und der Welt verlassen“. Fritz Bauers Briefe an Thomas Harlan. Frankfurt/New York: Campus Verlag, 2015

Lagergemeinschaft Buchenwald-Dora e.V., Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes – Bund der Antifaschisten (VVN-BdA): 70. Jahrestag Selbstbefreiung der Häftlinge. KZ Buchenwald 2015. Berlin: VVN-BdA, 2015

Ulrich Schneider: Das Potsdamer Abkommen. Grundlagen für eine friedliche und antifaschistische Nachkriegsentwicklung. Berlin: VVN-BdA, 2015

Ulrich Schneider, Tobias Jachmann (Hg.): Antifaschismus als Herausforderung und Orientierung für Christen. GESTERN-HEUTE-MORGEN. Berlin: VVN-BdA, 2015

Antony Beevor: Der spanische Bürgerkrieg 1936-1939. München: Pantheon, 2016

Christoph Koch: Gab es einen Stalin-Hitler-Pakt. Charakter, Bedeutung und Deutung des deutsch-sowjetischen Nichtangriffspakts vom 23. August 1939. Sonderdruck 2015. Frankfurt: Peter Lang, 2015

Institut für Zeitgeschichte (Hg.): Hitler, Mein Kampf. Eine kritische Edition. München/Berlin, 2016

Alexander Goeb: Die verlorene Ehre des Bartholomäus Schink. Jugendwiderstand im NS-Staat und der Umgang mit den Verfolgten von 1945 bis heute. Die Kölner Edelweißpiraten. Frankfurt am Main: Brandes & Apsel, 2016

Raphael Gross, Felix Semmelroth (Hg.): Erinnerungstätte an der Großmarkthalle. Die Deportationen der Juden 1941-1945. München: Prestel, 2016

Erich Hackl (Hg.): So weit uns Spaniens Hoffnung trug. Erzählungen und Berichte aus dem Spanischen Bürgerkrieg. Zürich: Rotpunktverlag, 2016

Joan Sales: Flüchtiger Glanz. München: Carl Hanser, 2015

senschaftlich sinnvolles Programm einstuft (vgl. S. 327-330).

Der Sammelband gewährt einen ersten Einblick in gegenwärtige Diskussionen um die Verknüpfung von Theorie und geschichtspolitischer Praxis, dem Wettstreit erprobter marxistisch-inspirierter Analysemodelle und postmoderner Entwürfe und der Rolle eines historischen Mythos. Die Beiträge liefern Verortungshilfen, die ohne weitere Fortbildung und im Besonderen ohne kreative Anwendung in der Praxis lediglich Rudimente ohne (gesellschafts-)verändernde Wirkung bleiben müssten. „History is unwritten“ – gewinnbringend ist diese Erkenntnis jedoch nur, wenn man sich an die Lyrics der Hamburger Kultband „Superpunk“ hält: „Eine Hoffnung ist mir geblieben, die Zukunft ist ungeschrieben.“

AutorInnenkollektiv Loukanikos (Hg.): History is unwritten. Linke Geschichtspolitik und kritische Wissenschaft. Ein Lesebuch. Münster: edition assemblage 2015

Valentin J. Hemberger

Ein wenig bekannter Kreisauer

Ideen des März – so nannte Helmuth James Graf von Moltke eines der Treffen des „Kreisauer Kreises“ auf dem Gut Groß Behnitz bei Berlin im März 1942. Der Widerstandskreis um Moltke und Peter Graf Yorck von Wartenburg traf sich zwischen 1941 und 1943 in wechselnder Besetzung regelmäßig auf dem brandenburgischen Gut. Dass gerade Moltke, der im Gegensatz zu Yorck einen Tyrannenmord strikt ablehnte, diese Bezeichnung ersann, mag für die Widersprüche und Spannungen innerhalb des Kreises stehen, an denen nicht zuletzt der damalige Gutsherr Ernst von Borsig Anteil hatte. 1933 hatte er das Gut, das seit 1866 im Besitz der Adelsfamilie von Borsig war, von seinem Vater übernommen. Malerisch an einem See gelegen, umgeben von Wald, ließen sich die Kreisauer Planungsgespräche und Arbeitstreffen auf Groß Behnitz als Zusammenkunft einer Ausflugs- und Jagdgesellschaft tarnen. Der Historiker und Pädagoge Ernst-Friedrich Harmsen, ein Neffe Ernst von Borsigs, zeichnet in einer Biographie das Leben des „Märkischen Gutsherren und Gegners des Nationalsozialismus“ nach und kann sich dabei auf Quellen des eigenen Familienarchivs stützen.

Mitnichten verließen sich die Kreisauer lediglich in logistischer Hinsicht auf von Borsig. Für Fragen der land- und forstwirtschaftlichen Ordnung Deutschlands nach Kriegsende glaubte Yorck mit von Borsig einen Fachmann gefunden zu haben. Moltke ließ jedoch Zweifel daran durchscheinen, ob der von Yorck so Gepriesene tatsächlich dazu in der Lage sei, von seinen persönlichen Interessen als Landwirt Abstand zu nehmen. Harmsen zitiert Moltke mit der Aussage: „Aber B. ist doch weitgehend ein Landindustrieller.“

Ernst von Borsigs Platz in der Geschichte des deutschen Widerstandes ist, so viel lässt sich sagen, der eines mutigen Anti-Faschisten, der die Gelegenheit zum Widerstand wenn auch nicht suchte, so doch nicht zögerte, zu ergreifen. Ob als Student im braunen München oder später im Konflikt mit lokalen Parteimitgliedern um die Neubesetzung der Behnitzer Pfarrstelle: Bereits vor den Kreisauer Treffen scheute von Borsig die offene Auseinandersetzung nicht. Harmsens Porträt seines Onkels bietet in solchen Passagen episodenhaften Erzählens die meisten Anknüpfungspunkte, um die familiären und freundschaftlichen Beziehungen der Familie von Borsig in einen historischen Kontext stellen zu können. Losgelöst von biographischen Details und gleichzeitig großzügig aus Originalquellen zitierend, macht sich Harmsen um eine sachliche Rekonstruktion der Borsigschen Zeitumstände verdient.

Diese Linie verliert der Autor jedoch, ausgerechnet, wenn die Sprache auf die Differenzen zu Moltke

kommt. Ideologisch eifernder Theoretiker versus realistischen Praktiker, so das Ergebnis des Moltke-Borsig Vergleichs, den Harmsen dem Leser geradezu aufzwingt. Eine solche Polarisierung trägt wenig zum Verständnis beider Haltungen bei. Wenn von Borsig für eine Fortführung der landwirtschaftlichen Praxis plädiert, die Groß Behnitz zu einem kriegswichtigen Gut gemacht hat, verteidigt er nicht nur handfeste familiäre Wirtschaftsinteressen. Grundsätzlich stellte sich insbesondere für den zukunftsgerichteten Kreisauer Kreis auch die Frage, welche Teile aus dem verfallenen Deutschland doch noch herausgeschnitten werden konnten, ohne Gefahr zu laufen, ein vergiftetes Stück mitzutragen. Die Frage nach der Radikalität des Neuanfangs trennt nicht in Blinde und Sehende, sondern verlangt zu bedenken, in welche Reihenfolge Theorie und Tat gehören und wie sie zusammenwirken.

„Wer hat eigentlich das dumme Wort Widerstand erfunden? Wir haben uns damals als Patrioten oder Vaterlandsliebende betrachtet, die die Heimat und das Vaterland mehr liebten als einen hergelaufenen Hitler.“ Diese Worte eines anderen Behnitzer Aktiven gegen Hitler, der selber noch unter NS-Außenminister Ribbentrop gearbeitet hatte, sollten nicht in dem luftleeren Raum bleiben, in den Harmsen sie stellt. Sie können darüber Aufschluss geben, unter welchen Voraussetzungen sich innerlich Bereitete zu tatsächlichen Schritten gegen das Regime fähig sahen. Dann nämlich, wenn ihnen nicht die völlige Selbstaufgabe vor Augen stand, sondern die Möglichkeit, hinüberzuretten, was sie als wert erachteten erhalten zu bleiben.

Die vorbehaltlose Gegenüberstellung von Moltkes und Borsigs Ansichten zu den politischen und wirtschaftlichen Grundlagen der Zeit nach Kriegsende, seien letztere auch eher interpretativ erschlossen, hätte ein wirklicher Beitrag zur Diskussion des Widerstandes sein können. Diese Diskussion wurde nach 1945 und der militärischen Niederlage Deutschlands lange Zeit nicht geführt. Der „Knall“ der 1968er, die sich gegen das verschmutzte Erbe der BRD wandten, war dann zu laut, um eventuelle Abstufungen in der Beurteilung einzelner Politikbereiche zuzulassen. Wie so viele andere, konnten Graf Yorck, Graf Moltke und von Borsig an der „sittlichen und religiösen Erneuerung, der Überwindung von Hass und Lüge und dem Neuaufbau der europäischen Völkergemeinschaft“ (Kreisauer Kreis) nicht mitwirken. Sie alle überlebten das Jahr 1945 nicht.

Ernst-Friedrich Harmsen: Ernst von Borsig. Märkischer Gutsherr und Gegner des Nationalsozialismus. Berlin: Verlag für Berlin-Brandenburg, 2015

Jacob Thaler

Hilbergs Anatomie des Holocaust

Der 1926 in Wien geborene, 1939 in die USA emigrierte und dort 2007 verstorbene Historiker Raul Hilberg untersuchte auf breiter Quellengrundlage die nationalsozialistische Judenverfolgung. Diesem Pionier der Holocaust-Forschung haben Walter H. Pehle und René Schott zum 90. Geburtstag einen Band „mit erstmals in deutscher Übersetzung“ (S. 7) publizierten Texten gewidmet. Sie ist eine gute und möglicherweise abschließende Ergänzung seiner im Fischer-Verlag veröffentlichten Schriften „Die Vernichtung der europäischen Juden“ (1990), „Täter, Opfer, Zuschauer. Die Vernichtung der Juden 1933-1945“ (1992), „Unerbetene Erinnerung. Der Weg eines Holocaust-Forschers“ (1994) und „Die Quellen des Holocaust. Entschlüsseln und Interpretieren“ (2002).

Das erste Kapitel „Forschungen“ beginnt mit seiner 1980 zuerst publizierten Untersuchung zur „Anatomie des Holocaust“ – daher stammt der Buchtitel – und erinnert an Franz Neumann. Dieser schrieb 1942 das Buch „Behemoth“ über die Struktur und Praxis des Nationalsozialismus. Mit der 1977 in deutscher

Sprache veröffentlichten Studie hat der Doktorvater von Raul Hilberg ein Standardwerk geschaffen.

Der zweite Beitrag des Bandes beschäftigt sich mit der Frage „Warum hat man diese Menschen umgebracht?“ (S. 35) und ist für einen – nie erschienenen – Gedenkband für den 1954 ums Leben gekommenen Franz Neumann bestimmt gewesen. Er beantwortet seine Frage nach den Motiven der Deutschen für die Vernichtung der Juden mit dem Satz: „Ihr blutiger Charakter machte sie zu einem unwiderruflichen Akt und ihre Beispiellosigkeit zu einem einzigartigen Geschehen“ (S. 64).

Weiter geht es um die Bürokratie der Vernichtung. Hilberg hebt hervor: „Die Vernichtungsmaschinerie bestand aus der organisierten deutschen Gesellschaft – den Ministerien, den Streitkräften, den Parteilgliederungen und der Industrie“ (S. 72). Ausführlich geht er hier beispielhaft auf die „Unverzichtbarkeit der Reichsbahn“ (S. 74 ff.) sowie der Ordnungspolizei (S. 78 ff.) ein. Zum „Festhalten an vertrauten Abläufen“ (S. 86 ff.) hebt er hervor, dass „übliche Verfahrensweisen in unüblichen Situationen angewandt“ (S. 86) wurden.

Hinzu kommt: „Das Vernichtungsprogramm wurde ungeachtet der Kosten durchgeführt, weder um materieller Vorteile noch um militärischer Ziele wegen“ (S. 99). Zusammen mit seinen Ausführungen zur Lückenhaftigkeit der Holocaust-Historiographie (S. 110 ff.) sind seine Texte eine gute Ergänzung zu seiner 1961 veröffentlichten wichtigsten Schrift „The Destruction of European Jews“ – die erst 1982 zuerst auf Deutsch erschienen ist. Die Herausgeber Walter H. Pehle und René Schlott informieren kurz über die Entstehungszusammenhänge.

Das zweite Kapitel ist Stellungnahmen zu Kontroversen zunächst über „Bitburg als Symbol“ gewidmet. Seine Ausführungen über die Bedeutung der Judenräte modifizieren seine ursprünglich skeptische Einschätzung des jüdischen Widerstandes. In dem Beitrag „Ich war nicht dabei“ untersucht Hilberg schließlich noch die Darstellbarkeit des Holocaust. Die überlieferten Dokumente verdeutlichen die „komplexe Bürokratie des Holocaust deutlich, aber sie vermitteln uns kein Bild von den individuellen Schicksalen der Opfer“ (S. 199). Hilberg hat den Prozess der Vernichtung rekonstruieren können, aber er warnt zugleich, „dass meine Leser nicht der Täuschung unterliegen sollten, dass sie in meinen Schriften die letztgültige Wahrheit über den Holocaust fänden, so wie er wirklich geschehen ist“ (S. 209).

Mit am interessantesten sind seine im dritten Teil abgedruckten Erinnerungen an eine „Holocaust-Mission“ genannte Reise im Jahr 1979 nach Polen und in die Sowjetunion im Rahmen einer von US-Präsident Carter beauftragten Expertenkommission. Diese hatte die Aufgabe, ein Konzept für eine angemessene Form des Gedenkens an die jüdischen Opfer des Nationalsozialismus zu erarbeiten. Auf der „Suche nach den Sonderzügen“ der Reichsbahn besuchte er Archive in Jerusalem, München und Koblenz. Sein beim DDR-Botschafter in Washington eingereicherter Antrag auf Einsicht in Unterlagen der Reichsbahn in Potsdam hatte allerdings keinen Erfolg. Aber auch Archivbesuche in Ludwigsburg, Frankfurt am Main, Wien, Nürnberg, Freiburg und Düsseldorf konnten ihn nicht befriedigen: „Ich hatte nur einen Bruchteil dessen entdeckt, was ich in den Archiven zu finden gehofft hatte“ (S. 264). Seine negativen Erfahrungen fasste er 1979 in dem Satz zusammen: „Ich konnte mir keinen Grund vorstellen, weshalb ich je wieder deutschen Boden betreten sollte“ (S. 264). Tatsächlich ist er später wieder nach Deutschland gekommen.

Seine Erinnerungen werden mit einem Text über die „Beschäftigung mit dem Holocaust“ fortgesetzt und schließlich mit einem persönlichen Rückblick auf die Entwicklung der Holocaust-Forschung abgeschlossen. Dieser Text geht zurück auf einen Vortrag, den er 2005 bei einer Konferenz in Yad Vashem in Jerusalem gehalten hat.

Die Texte sind zuerst zwischen 1965 und 1988 in Sammelbänden und Zeitschriften erschienen und liegen nun erstmals in deutscher Sprache vor. Sie zeigen die große Bedeutung dieses frühen und

lebenslangen Holocaust-Forschers, der Generationen von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern – zu denen der Rezensent dieses verdienstvollen Erinnerungsbandes gehört – Anregungen, Hinweise und Motivation gegeben hat. Der Band begleitet durch fünf Jahrzehnte seiner wissenschaftlichen Arbeit. Diese Zeit war für ihn nicht immer einfach und es sollte nicht vergessen werden: „Die internationale Ignoranz frustrierte Hilberg manchmal, mitunter verbitterte sie ihn sogar, aber sie brachte ihn niemals dazu, in seinem Forschungseifer nachzulassen“ (S. 8).

Raul Hilberg: Anatomie des Holocaust. Essays und Erinnerungen, herausgegeben von Walter H. Pehle und René Schlott. Frankfurt am Main: S. Fischer, 2016

Kurt Schilde

Lebensstationen Stettin – Lublin – Stockholm

Das Bestechende an der Publikation ist, dass Helmut Müssner und Wolfgang Wilhelmus akribisch alle überlieferten Bruchstücke der persönlichen Erinnerungen von Elsa Meyring (1883-1967) aus ihrem Lebensweg zusammengetragen und in einen Guss gebracht haben.

Die Autoren skizzieren knapp, aber dennoch präzise wer Elsa Meyring war. Sie wurde in Stettin geboren und wuchs in einer gutbürgerlichen Familie auf. Meyring heiratete sehr jung einen älteren jüdischen Geschäftsmann. Die Ehe blieb kinderlos und sie widmete sich bereits vor 1914 der Wohlfahrtsarbeit für Frauen und Kinder in Stettin. Ferner engagierte sie sich in unterschiedlichen Frauenvereinen ihrer Heimatstadt. Im Ergebnis ihrer vielfältigen Sozialarbeit wurde sie für die Deutsche Demokratische Partei in den Stettiner Stadtrat gewählt. Elsa Meyring war die erste Frau in diesem Gremium.

Mit Errichtung der NS-Diktatur verlor sie ihre Ämter und ihre Aufgaben. Sie leitete nun die jüdische Sozialarbeit in Stettin. Im Februar 1940 wurde sie mit ihrem Mann in das sogenannte okkupierte Generalgouvernement nach Polen deportiert. Auf der Fahrt dorthin verstarb ihr Mann.

Im Juni 1940 gelang es Elsa Meyring, mit einem polnischen Pass nebst schwedischer Einreisegenehmigung nach Schweden auszureisen. Dort verfasste sie ihre erschütternden Erinnerungen über die Verbrechen an den deportierten jüdischen Bürgern aus Stettin und anderen Orten Pommerns.

Helmut Müssner und Wolfgang Wilhelmus haben der Selbstbiografie von Elsa Meyring einen Prolog vorangestellt, der in den Erinnerungsbericht einführt und ihn zeitgeschichtlich einordnet.

Im Kapitel IV kommt die Zeugin der NS-Verbrechen persönlich zu Wort. Die Herausgeber schufen mit dieser zusammengefassten persönlich dargelegten Lebensgeschichte einen bisher unbekanntem Einblick in das harmonische Leben einer jüdischen Familie in Deutschland, die mit der NS-Diktatur 1933 ein brutales Ende erfuhr. Mit fünfzehn Dokumenten schilderte Elsa Meyring das harte Überleben in Stettin bis zur Deportation. Dieselbe und das unerträgliche Leben in Lublin skizziert sie auf den Seiten 57 bis 142 außerordentlich plastisch. Sehr knapp aber dennoch exakt schildert sie ihren Weg in die Freiheit nach Schweden.

Im Epilog der Herausgeber, der mit dreißig Dokumenten den mühevollen Weg der Einbürgerung von Elsa Meyring darlegt, rundet sich ihr Lebensbericht sinnvoll.

Helmut Müssner, Wolfgang Wilhelmus (Hg.): Stettin – Lublin – Stockholm. Elsa Meyring: Aus dem Leben einer deutschen Nichtarierin im zwanzigsten Jahrhundert. Rostock: Ingo Koch Verlag, 2014

Günter Wehner

Sarah Helm: Ohne Haar und ohne Namen. Im Frauen-Konzentrationslager Ravensbrück. Darmstadt: Theiss-Verlag/Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 2016

Niklas Frank: Dunkle Seele, feiges Maul. Wie skandalös und komisch sich die Deutschen beim Entnazifizieren reinwaschen. Bonn: J.H.W. Dietz, 2016

Rena Molho: Der Holocaust der griechischen Juden. Bonn: J.H.W. Dietz, 2016

Initiative Stolpersteine Frankfurt am Main (Hg.): Stolpersteine in Frankfurt am Main. Zehn Rundgänge. Frankfurt am Main: Brandes und Apsel, 2016

Oliver Decker: Vom KZ zum Eigenheim. Bilder einer Mustersiedlung. Springe: Zu Klampen, 2016

Manfred Görtemaker/ Christoph Safferling: Die Akte Rosenberg. Das Bundesministerium der Justiz und die NS-Zeit. München: Beck, 2016

Ulrich Herbert: Das Dritte Reich. Geschichte einer Diktatur. München: Beck, 2016

Stefan Aust: Hitlers erster Feind. Der Kampf des Konrad Heiden. Reinbek: Rowohlt, 2016

Christina Vanja (Hg.): Reichtum der Quellen. Vielfalt der Forschung. 30 Jahre Archiv des Landeswohlfahrtsverbandes Hessen. Petersberg: Michael Imhof Verlag, 2016

Gerd Kühling: Erinnerung an nationalsozialistische Verbrechen in Berlin. Verfolgte des Dritten Reiches und geschichtspolitisches Engagement im Kalten Krieg 1945-1979. Berlin: Metropol, 2016

Dagmar Lieske: Unbequeme Opfer? „Berufsverbrecher“ als Häftlinge im KZ Sachsenhausen. Berlin: Metropol, 2016

Christina Herkommer: Erinnerung. Medien. Geschlecht. Frauen im Nationalsozialismus in der Berichterstattung des SPIEGEL 1947-2010. Berlin: Metropol, 2016

Verena Haug: Am "authentischen" Ort. Paradoxien der Gedenkstättenpädagogik. Berlin: Metropol, 2015

Buchbesprechungen

Fritz Bauer Briefe an Thomas Harlan

Zwei Einführungen stehen am Anfang des Buchs, eine von Werner Renz mit dem Titel „Am Rande des Lebens“: Fritz Bauer, die andere unter dem Titel „Ein deutsches Leben“. Thomas Harlan von Jean-Pierre Stephan, dessen Interview-Band *Thomas Harlan. Das Gesicht deines Feindes. Ein deutsches Leben*. 2007 veröffentlicht wurde. Während Jean-Pierre Stephan sich weitgehend auf bestimmende Ereignisse im Leben Thomas Harlans und seine Arbeiten beschränkt, wagt Werner Renz sich auch an Schlüsse über Fritz Bauers Persönlichkeit.

Es folgen 131 Briefe und Telegramme, die Fritz Bauer zwischen 1962 und 1968 an Thomas Harlan geschrieben hat. Zahlreiche (insgesamt 507) Fußnoten erleichtern das Verständnis der Briefe und enthalten darüber hinaus interessante Informationen über Fritz Bauers Leben und Arbeit sowie das Zeitgeschehen und die politische Atmosphäre der damaligen Zeit. Fotos von Fritz Bauer und Thomas Harlan schließen sich an.

Werner Renz hält in seiner Einführung demjenigen, der in Fritz Bauer „einzig den Justizjuristen, gar ausschließlich den ‚Nazi-Jäger‘ sieht“ vor, den Menschen Bauer vollkommen zu verkennen, verspricht ihm aber auch, er werde „durch die Briefe eines Besseren belehrt“.

Die Persönlichkeit Fritz Bauers fasst er mit den Begriffen wie progressiver Kriminalpolitiker, Aufklärer, Humanist, Volkspädagoge, glühender Patriot und zugleich radikaler Diagnostiker der deutschen Misere, Menschenfreund, Skeptiker... zusammen. Nach Renz gibt es noch eine andere Seite Fritz Bauers: „Liest, sieht und hört man ihn, so drängt sich der Eindruck auf, dass er an der Welt und ebenso an sich selbst nicht wenig litt, dass er gewiss ein couragierter Streiter und mutiger Kämpfer, aber auch ein seelisch Verletzter und innerlich Versehrter gewesen war. Seine Briefe an Thomas Harlan legen diesen Befund überdeutlich nahe.“

Es folgen einige biographische Daten über Fritz Bauer, eine Darstellung seiner Gedanken Fritz Bauers zur justiziellen Aufarbeitung der NS-Vergangenheit und zur Veränderung der bundesdeutschen Gesellschaft nach der Zeit des Nazifaschismus. Zentral war für ihn die Aburteilung von NS-Verbrechern mit Hilfe eines Rechts, das rückwirkend erst zu schaffen sei. Der Prozess gegen die Hauptkriegsverbrecher hatte für Fritz Bauer neben seinem juristischen Zweck eine moralisch-pädagogische Aufgabe als ein Element demokratischer Erziehung der Deutschen.

15 Jahre später war Bauer desillusioniert, so Renz. In der Ära Adenauer gab es keine fundamentale Abkehr von der Vergangenheit. Das Grundgesetz schloss Rechtsnormen mit rückwirkender Kraft aus. Bauer setzte schließlich Hoffnungen auf andere Formen mit der NS-Vergangenheit umzugehen. Besonders wichtig war ihm dabei die Kunst.

Thomas Harlan nahm 1960 Kontakt mit Bauer auf. Er wollte ihm Informationen, die er bei seinen Studien in polnischen Archiven gewonnen hatte, zukommen lassen. Für Bauer war der 26 Jahre jüngere Harlan ein Beispiel für den richtigen Umgang der jungen Generation mit der NS-Vergangenheit. Bauer nahm Harlans

Unterstützung an und wollte seinerseits die Forschungsarbeit und Publikationsvorhaben Harlans unterstützen.

In seinen Briefen zeigt sich Bauer besorgt um Thomas Harlans Erfolg und die Fortschritte seiner jeweiligen Projekte. Er liest seine Texte, macht Änderungsvorschläge, vermittelt Kontakte, unterstützt ihn bei beruflichen und privaten Konflikten. Fritz Bauer hat wohl gegenüber Thomas Harlan die Rolle des väterlichen Freunds eingenommen, der auch seine Lebenserfahrungen vermitteln möchte.

In den Briefen Bauers an Harlan taucht immer wieder die Idee eines Zusammenlebens mit Harlan und anderen Freunden auf. Einige Briefe am Ende der Korrespondenz zeigen, dass Missverständnisse über die konkrete Umsetzung dieser Idee und ihrer Finanzierung zu einem Konflikt zwischen Harlan und Bauer führten, über den Fritz Bauer „sehr unglücklich“ war.

Am Schluss seiner Einführung spricht Werner Renz auch kurz die Frage an, wie Fritz Bauer zu Tode gekommen ist.

Thomas Harlan war der älteste Sohn Veit Harlans, einer der führenden Regisseure des NS-Faschismus („Jud Süß“). Er war Rottenführer in der Hitlerjugend gewesen. Nach dem Krieg änderte er sein Leben und seine Anschauungen radikal. 1950 war er vier Monate in Israel, sprach mit Überlebenden und erfuhr so Einzelheiten über den Völkermord. Er verfasste einen Aufruf an den Deutschen Bundestag, zwei NS-Verbrecher zur Verantwortung zu ziehen. Einer der beiden, Franz Alfred Six, reagierte sofort und drohte Klage wegen übler Nachrede an.

Harlan ging nach Polen, um Beweise für seine Behauptungen zu finden. Er bekam über seine Zutritt zu den polnischen Archiven und stieß auf Unterlagen über die Verbrechen in den Vernichtungslagern. Es entstand eine Zusammenarbeit Harlans mit den Staatsanwaltschaften in der BRD, die NS-Verbrechen verfolgten. Nachdem Thomas Harlan auf Unterlagen gestoßen war, aus denen die Kollaboration von Mieczyslaw Moczar hervorging, der kurz vor seiner Berufung zum Innenminister stand, konnte Harlan in Polen nicht mehr weiterarbeiten.

Er verließ Polen und lebte zunächst im Tessin. Ende 1965 beendete Harlan dann endgültig seine Tätigkeit als Verfolger von NS-Verbrechen. In den nächsten Jahren schreibt er Theaterstücke, Filmdrehbücher, macht Dokumentarfilme. Alle seine Werke zeugen von seinem politischen Engagement zeugen.

In seinen Briefen an Thomas Harlan, berichtet Fritz Bauer von seinen beruflichen und sonstigen Aktivitäten, von seinen Begegnungen mit Personen aus Justiz, Politik, Kultur aus verschiedenen Ländern. Er schreibt über seinen Gesundheitszustand, seine Arbeitsüberlastung, seine seelische Verfassung. Und er lässt auch die Anfeindungen nicht aus, denen er immer wieder ausgesetzt ist. Allerdings geht es in den Briefen Fritz Bauers an Thomas Harlan weitgehend um dessen Arbeit und Leben. In dem Brief vom 10. Juli 1965 werden in einer Kritik Fritz Bauers an einem Film Exposé Thomas Harlans unterschiedliche Vorstellungen der beiden über die Aufarbeitung der NS-Vergangenheit deutlich.

Die Briefe von Fritz Bauer an Thomas Harlan zeigen Seiten seiner Persönlichkeit, die wohl nur wenigen Menschen bisher bekannt waren. Der Ton in den Briefen ist manchmal witzig und ironisch, auch selbstironisch „Sei umarmt (auf dem Papier gelingt es leichter!)“. Er schreibt über seinen Umgang mit Geld und über Andeutungen in seinen Briefen und Fußnoten erfahren Leserinnen und Leser, dass Fritz Bauer viele Einzelne und Gruppierungen finanziell unterstützt hat. Über die Lektionen in Lebenskenntnis für Thomas Harlan vermittelt Fritz Bauer gleich-

zeitig seine Einstellungen und Erfahrungen im Umgang mit anderen Menschen. Das Bild, das man sich daraufhin von Fritz Bauer macht, wird notgedrungen subjektiv und begrenzt sein, schließlich hält man nur einen kleinen Ausschnitt aus seinem Leben in den Händen. Aber dieses Buch, diese Briefe machen es möglich, Fritz Bauer nahe zu kommen und bietet neben interessanten Informationen über sein Leben, seine Tätigkeiten, Gedanken und Kontakte Einblicke in seine Persönlichkeit.

Werner Renz (Hg.): „Von Gott und der Welt verlassen“. Fritz Bauers Briefe an Thomas Harlan. Frankfurt/New York: Campus Verlag, 2015

Christiane Barabaß

Zwangsarbeit in der katholischen Kirche

Die katholische Kirche hat sich – so wie die gesamte deutsche Gesellschaft – erst spät mit dem Thema Zwangsarbeit beschäftigt. Erst als im Sommer 2000 die Diskussion um die Zwangsarbeit in der deutschen Industrie und Landwirtschaft während des Krieges ihren Höhepunkt erreichte, die Bundesstiftung „Erinnerung, Verantwortung und Zukunft“ geschaffen wurde und die Evangelische Kirche in Deutschland (EKD) sich mit 10 Mio. Euro daran beteiligte, geriet sie unter zunehmenden Handlungsdruck. Am 28. August 2000 fasste der Ständige Rat der Deutschen Bischofskonferenz den Beschluss, einen eigenen Weg der Entscheidung zu gehen. Die Lösung bestand aus den drei Elementen: Entschädigungsfonds, Versöhnungsfonds (je 5 Mio. Euro) und der Selbstverpflichtung der einzelnen Diözesen zu Recherchearbeiten über das Thema Zwangsarbeit.

Die vorliegende Abhandlung stellt das Forschungsergebnis für die Diözese Limburg dar. Sie wurde in zwei getrennten Dissertationen in 2010 vom Fachbereich Katholische Theologie der Goethe-Universität Frankfurt am Main angenommen. Für die Drucklegung wurden sie in einem Gesamtaufriß vereinigt. Ziel der Veröffentlichung ist nach den Autoren: „Die Erinnerung an das Unrecht wach zu halten und darzustellen, in welcher Weise die Katholische Kirche zwischen 1939 und 1945 auch versucht hat, mit den leiblichen Werken der Barmherzigkeit die Situation der Not leidenden Fremdarbeiter und Kriegsgefangenen zu lindern...“

Im Band I erfolgt zunächst eine Darstellung der wissenschaftlichen Aufarbeitung der Rolle der Katholischen Kirche im Nationalsozialismus, ihr Verhältnis zum Staat, zum Krieg, zur Judenverfolgung und zum Holocaust, zu den Fremdarbeitern und Kriegsgefangenen und zu den Entschädigungsfragen. Zwar fokussieren sich die gesamten Ausführungen auf das Bistum Limburg, doch werden so viele allgemeine Forschungsergebnisse zu diesen Fragen präsentiert.

Die Gesamtzahl der in kirchlichen Einrichtungen im Bereich des Regierungsbezirks Wiesbaden (weitgehend, aber nicht vollständig identisch mit den Bistumsgrenzen) beschäftigten Zwangsarbeiter und Kriegsgefangenen zwischen 1939 und 1945 war bescheiden: 317 Zivilarbeiter und 142 Kriegsgefangene wurden ermittelt bei einer Gesamtzahl von ca. 50.000 Fremdarbeitern und 18.000 Kriegsgefangenen im Regierungsbezirk im Februar 1943. Dies dürfte nicht ganz der tatsächlichen Zahl entsprechen, denn für einige Einrichtungen lagen keine Quellen vor. Das relativ niedrige Kontingent entsprach dem strukturell nur noch sehr geringen Anteil kirchlicher Wirtschaftsbetriebe an der Volkswirtschaft

der Region und „unterstreicht deutlich den auch insgesamt für die heute 27 deutschen Diözesen festgestellten Befund eines durchschnittlich festgestellten Beschäftigungsgrades im Promille-Bereich“. Die Einsatzfelder lagen überwiegend in der Land-, Forst- und Hauswirtschaft und im Krankenpflegedienst. Die Zuteilung von KZ-Häftlingen, Strafgefangenen oder jüdischen Zwangsarbeitern ist nicht belegbar. Insgesamt konnten nur noch 18 ehemalige Fremdarbeiter/innen als lebend ermittelt werden, in 7 Fällen wurden an die Erben jeweils 5.000 Euro ausbezahlt.

Eine Frage, die sich jedem Leser stellt, ist natürlich die, ob die Fremdarbeiter und Kriegsgefangenen in katholischen Einrichtungen im Sinne christlicher Nächstenliebe besser behandelt wurden als im Allgemeinen. Menschenwürdige Unterbringung, völlig unzureichende Verpflegung sowie erniedrigende und entwürdigende Behandlung waren die allgemein vorherrschenden Zustände in den Zwangsarbeitslagern. Die Autoren stellen fest: „Solche Zustände haben nach allen bisherigen Erkenntnissen in den Wohnunterkünften, die von katholischen Trägern im Bistum Limburg zur Verfügung gestellt wurden, nicht geherrscht. Dennoch waren auch hier die Arbeits- und Lebensbedingungen keineswegs überall einheitlich, manche auch nicht menschenwürdig.“ Schwerer wiegt, dass sich die Bistumsleitung und fast der gesamte Episkopat bis 1943 nicht zur menschenunwürdigen Behandlung von Zwangsarbeitern und Kriegsgefangenen äußerten. Erst mit dem sog. „Dekaloghirtenbrief“ („Zehn Gebote als Lebensgesetz der Völker“) vom September 1943 wurden die Menschenrechtsverletzungen an Fremdarbeitern und Kriegsgefangenen eindeutig benannt.

Die Kontakte der katholischen Kirche zu Fremdarbeitern und Kriegsgefangenen beschränkte sich jedoch nicht nur auf deren Beschäftigung in kirchlichen Einrichtungen, in wesentlich größerem Maßstab betrafen sie die Seelsorge und auch die medizinische Fürsorge unter ihnen. Der Betrachtung dieses Aspekts wird in der Studie breiter Raum gewidmet (im Gegensatz zu den meisten Studien für die anderen deutschen Bistümer), lag diese menschliche Zuwendung doch quer zur rassenideologischen Zielsetzung des Nationalsozialismus. Entsprechend groß war das Konfliktpotential. Die Studie geht differenziert auf die unterschiedlichen Zuständigkeiten, die sich ständig verschärfenden Regeln und die Unstimmigkeiten und Widersprüchlichkeiten der Politiken der Reichsbehörden und der NSDAP-Stelle bei Kriegsgefangenen und Zwangsarbeitern unterschiedlicher Nationalitäten ein. Sie zeigt Anpassungen, aber auch Beispiele widerständigen Verhaltens einzelner Pfarrer, die dafür mit Verhören bei der Gestapo und folgenden Verboten und Überwachungen zu rechnen hatten.

Im Band II wird an über 300 Einzelbeispielen von Pfarreien, Klöstern, katholischen Krankenhäusern und sonstigen kirchlichen Einrichtungen das im Mikrokosmos mit großer Detailgenauigkeit gezeigt, was in Band I in großen Linien dargestellt ist.

Die beiden Bände bieten auf 1.400 Seiten ein eindringliches Bild der Situation und Wirkungsweise der katholischen Kirche im Allgemeinen und im Bistum Limburg im Besonderen im Krieg, das über die Darstellung der bei ihr beschäftigten Kriegsgefangenen und Zwangsarbeiter weit hinausgeht. Für alle am Thema Nationalsozialismus und Katholische Kirche Interessierten sind sie eine lohnenswerte Lektüre.

Joachim Rotberg, Barbara Wieland: Zwangsarbeit für die Kirche – Kirche unter Zwangs-

arbeitern. Das Bistum Limburg und der Ausländereinsatz 1939-1945; Band I: Darstellung; Band II: Dokumentation, Mainz: Gesellschaft für Mittelrheinische Kirchengeschichte, 2014

Werner Frank

Das Erbe der Täterschaft

Seit ihrem Entstehen setzen sich Gedenkstätten und Erinnerungsorte mit der Geschichte und den Folgen der nationalsozialistischen Herrschaft auseinander. Im Fokus des Interesses standen hier zunächst primär die Opfer. Ein recht junges Betätigungsfeld im Bildungsangebot der Gedenkstätten und Erinnerungsorte stellt die Erforschung und Vermittlung der nationalsozialistischen Täterschaft und ihrer Auswirkungen auf die Wissenschaft, Kultur und Gesellschaft – auch nach 1945 – dar. Mit eben dieser Thematik beschäftigt sich der vorliegende Sammelband.

Neben einer Auswahl von 18 Beiträgen, welche Nachkommen nationalsozialistischer Täterinnen und Täter für den Band schriftlich ausgearbeitet haben, fasst der Band in 14 wissenschaftlichen Artikeln und zwei Dokumentationen die Ergebnisse der Tagungen „Täterschaften. Akteure des Terrors und ihre Opfer. Neue Fragestellungen in Forschung und Vermittlung an KZ-Gedenkstätten“ und „Der Umgang mit nationalsozialistischer Täterschaft in den Familien von TäterInnen und NS-Verfolgten sowie in der Gesellschaft von 1945 bis heute“ zusammen.

Das erste Kapitel „Forschung und Gesellschaft“ führt zunächst in die aktuelle interdisziplinäre Forschungsdiskussion um nationalsozialistische Täterschaft ein und bildet den Einstieg in den wissenschaftlichen Diskurs zu diesem Thema. In verschiedenen Beiträgen wird hier diskutiert, inwiefern die Aufarbeitung der NS-Verbrechen in der Bundesrepublik Deutschland erfolgte – so etwa durch Gerhard Paul unter Heranziehung der Fallbeispiele Adolf Eichmann und Rudolf Höß. Elissa Mailänder untersucht das biologische Geschlecht als Analysekriterium für die NS-Täterschaft, während Sebastian Winter die sozialpsychologische Perspektive der Verdrängung der Täterschaftsfrage innerhalb der Generation der Nachkommen untersucht.

Im zweiten Kapitel „Bildung und Gesellschaft“ setzen sich die Autoren mit den Potentialen einer kritischen Bildungsarbeit auseinander. Verschiedene Ansätze der Präsentation und Vermittlung nationalsozialistischer Täterschaft werden hinterfragt. Thomas Köhler verweist hier in seinem Beitrag „Auseinandersetzung mit Täterschaft im Nationalsozialismus als Stärkung der persönlichen ‚humanen Autonomie‘?“ auf die Potentiale und die Bedeutung der historisch-politischen Bildungsarbeit mit Angehörigen der Exekutivorgane der Bundesrepublik wie etwa der Polizei. Dieser Beitrag weist insbesondere auf die Besonderheiten der Bildungsarbeit mit Polizistinnen und Polizisten hin und zeigt durch die Auswertung bereits erfolgter Zusammenarbeit positive Vermittlungsmodelle auf. Uta George verdeutlicht in ihrem Artikel „Bildungsarbeit zu Täterschaft am Beispiel der Beschäftigung mit den nationalsozialistischen ‚Euthanasie‘-Verbrechen“ den gesellschaftlichen Perspektivwandel im Kontext einer veränderten gesellschaftlichen Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus. Parallel veränderte sich auch der Blick auf die bio-ethische Dimension der „Euthanasie“-Verbrechen und damit einhergehend auch die Sichtweise sowohl auf die Täterinnen und Täter als auch auf ihre Opfer.

Im dritten Kapitel „Literatur, Film und Erinnerungsgemeinschaften“ gehen die Autoren auf die Möglichkeiten einer kritischen Thematisie-

Buchbesprechungen

rung der nationalsozialistischen Täterschaft in familiengeschichtlichen sowie erinnerungskulturellen Zusammenhängen ein und weisen hier auf neue (mediale) Formen und Möglichkeiten der gesellschaftlichen Auseinandersetzung mit der nationalsozialistischen Täterschaft hin. Basierend auf den Ergebnissen eines im Frühjahr 2012 begonnenen Forschungsprojekts analysiert Gesa Trojan in ihrem Beitrag „Täterschaft im KZ Neuengamme in der lokalen Erinnerung“ anhand von lebensgeschichtlichen Interviews mit Bewohnern des Dorfes Neuengamme die Wahrnehmung der unmittelbaren Nachbarschaft ihres Heimatortes zu einem Konzentrationslager zum Zeitpunkt seines Bestehens und darüber hinaus.

Die letzten beiden Kapitel thematisieren in 18 Beiträgen die individuelle und persönliche Beschäftigung von Nachkommen mit der Täterschaft der jeweiligen Eltern, bzw. Großeltern, in ihren persönlichen, familiären, aber auch gesellschaftlichen Dimensionen. Die Interviews verdeutlichen partiell auch die Parallelität der Erfahrungen und Schicksale von Nachkommen der nationalsozialistischen Täterinnen und Täter wie etwa gewaltsame Erziehungsmaßnahmen oder das Verschweigen bzw. Umdichten der eigenen Vergangenheit und damit einhergehend auch der eigenen Schuld. Doch auch die Differenzen innerhalb der Familie(n) werden von den an der Täterschaft ihrer Angehörigen interessierten Nachkommen thematisiert – hierzu gehören innerfamiliäre Reaktionen von Neutralität, Passivität, Vertuschung bis hin zu offenem Widerstand gegen die Aufdeckung der Schuld. Auch der individuelle und unterschiedliche Umgang mit der elterlichen oder großelterlichen Schuld wird deutlich und insbesondere durch die Interviews der beiliegenden DVD, welche sich partiell auf schriftliche Beiträge beziehen, visualisiert.

Insgesamt bietet der Sammelband einen herausragenden Überblick über die aktuelle Forschungsdiskussion bezüglich der wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit nationalsozialistischer Täterschaft. Darüber hinaus erhält der Leser durch die Beiträge der individuell von Täterschaft der Eltern oder Großeltern betroffenen Autoren die Möglichkeit, auch Einblicke in die subjektiven Folgen für die auf die Täterinnen und Täter folgenden Generationen zu erhalten.

Oliver von Wrochem (Hg.): Nationalsozialistische Täterschaften. Nachwirkungen in Gesellschaft und Familie. Berlin: Metropol, 2016

Sebastian Willert

2. Mai 1933 – Gewerkschaftliche Erinnerungen

Der von Stefan Berger herausgegebene Band versammelt 20 Aufsätze, die aus einer von der IG Bergbau-Chemie-Energie und der Hans-Böckler-Stiftung 2013 ausgerichteten Konferenz im Haus der Geschichte des Ruhrgebiets in Bochum hervorgegangen sind. Der etwas hölzerne Titel, in dem der 1. Mai 1933 fehlt, lässt das breite Spektrum der Themen nicht erahnen. Der Band gliedert sich in die Abschnitte: Führende Gewerkschafter und der 2. Mai 1933; Der Wiederaufbau der Gewerkschaften in den

Buchbesprechungen

Westzonen und der 2. Mai 1933; Die Erinnerung an den 2. Mai 1933 in der sowjetischen Besatzungszone; Gewerkschaftliche Erinnerungslandschaften in der Bundesrepublik; Gewerkschaftlicher Internationalismus und seine Erinnerungslandschaften.

Warum haben sich die meisten Gewerkschaften erst relativ spät an den Widerstand aus ihren Reihen wie auch an den Anpassungskurs bzw. dessen angebliche Alternativlosigkeit in den Jahren 1932/33 erinnert? Erst Ende der 1970er/Anfang der 1980er Jahre versuchte der DGB mit zwei Konferenzen Ursachen, Motive und Perspektiven herauszuarbeiten. Die Aufsätze von Knut Andresen: Anpassung vergessen?, S. 227ff., und – mit Abstrichen – Stefan Remke: Auf der Suche nach einer eigenen „Heldegengeschichte“, S. 245ff., bringen hierzu einige neue Gedanken. Dieter Nelles würdigt zu Recht den breiten, fantasievollen und effektiven „verdrängten Widerstand“ der Internationalen Transportarbeiter-Föderation (Seeleute, Eisenbahner, Hafentarbeiter; S. 375ff.). Wichtig finde ich den Versuch von Stephan Stracke, den Widerstand in Wuppertaler Betrieben ab 1935, der außerhalb der lokalen Öffentlichkeit kaum bekannt ist, dem Vergessen zu entreißen (Komplizierte Erinnerung: Die Wuppertaler Gewerkschaftsprozesse, S. 401ff., siehe auch Informationen Nr. 63 (2006), S. 48; www.gewerkschaftsprozesse.de). Ich hätte mir gewünscht, dass die konkreten Aktivitäten der vielen hundert Arbeiter für den von Kommunisten, Sozialdemokraten und Freigewerkschaftern in Wuppertal um 1934/35 gestarteten Versuch, Widerstandszellen in den Betrieben aufzubauen, näher beleuchtet worden wären. So bleibt angesichts der blutigen Verfolgung, der unter Folter erzwungenen Geständnisse und dem heutigen Schweigen der Beteiligten eine gewisse Ratlosigkeit zurück.

Klaus Mertsching fragt – nur auf den ersten Blick überraschend oder provozierend –, wie die Gewerkschaften mit der Entnazifizierung in den eigenen Reihen umgegangen sind (Die Auseinandersetzung des Deutschen Gewerkschaftsbundes mit dem Erbe der NS-Zeit, S. 267ff.). Für den „DGB und seine Gewerkschaften waren die Mehrheit der Bevölkerung und insbes. die gewerkschaftliche Klientel unschuldig und antinazistisch gewesen...Dass jedoch große Teile der Arbeiterschaft in den Nationalsozialismus involviert waren, wurde vom DGB nicht erwähnt, da er eine kritische Auseinandersetzung mit dem Verhalten der Arbeiterschaft vermied.“ Im Unterschied zu Wirtschaft, Ministerien, Polizei, Militär war die Zahl der „Überläufer“ zwar eher klein und ihre Funktionen meist nicht direkt mit dem Unterdrückungs- und Vernichtungsapparat der Nazis verbunden (vgl. neuestens Buschak, Arbeit im kleinsten Zirkel, Essen 2015, S. 135ff.). Aber gerade der Umgang mit jenen Funktionären, die nach der Zerschlagung der Gewerkschaften mit dem NS-System kooperierten und nach 1945 wiederum in den Gewerkschaften mitarbeiteten, war für den DGB ein brisantes Thema. Wie sensibel er auf Vorwürfe der personellen Kontinuität und einer ggfs. unterbliebenen „inneren Entnazifizierung“ reagierte, wird anhand von zwei Personalien dargestellt, die von außen an die Gewerkschaften herangetragen worden waren und die zu langwierigen Debatten und (Schein-)Lösungen führten (S.270ff.).

Was die wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Alternativen zur kapitalistischen Wirtschaft angeht, so finde ich den Band unbefriedigend:

Er platziert die – auch als Antwort auf die Kollusion von (Schwer-)Industrie und Nazis – breit geteilten Neuordnungsvorstellungen (nur) in die Nachkriegszeit und gibt – dankenswerterweise – dem 10 Jahre später verfilmten Viktor Agartz Raum (Christoph Jünke: Wirtschafts-demokratische Neuordnungskonzepte nach dem Faschismus am Beispiel von Viktor Agartz, S. 79ff.). Dagegen erscheint der – fast als alternativlos dargestellte – Ansatz von Walther Müller-Jentsch („Zivilisierte Marktwirtschaft“, S. 224ff.) angesichts der grundlegenden Verwerfungen von Wirtschaft, Gesellschaft und Demokratie durch Vermachtung der Märkte, Digitalisierung und globale Finanzwirtschaft unter neoliberalen Vorzeichen als eine fragwürdige, jedenfalls viel zu kurz gesprungene Perspektive.

Stefan Berger (Hg.): Gewerkschaftsgeschichte als Erinnerungsgeschichte. Der 2. Mai 1933 in der gewerkschaftlichen Erinnerung und Positionierung nach 1945. Veröffentlichungen des Instituts für soziale Bewegungen, Schriftenreihe A: Band 60, Essen: Klartext, 2015

Hermann Unterhinninghofen

Der Spanische Bürgerkrieg: Erinnerung und Geschichte

Ungewöhnliches geschah nach jenen Julitagen im Jahre 1936, als in Spanien reaktionäre Generäle gegen die seit den Februar-Wahlen aus einem Bündnis linker Parteien und Organisationen hervorgegangene Volksfront-Regierung putschten. Was zunächst wie einer der vielen „pronunciamientos“ (Militärputsch) aussah, war aber der Auftakt zu einem grausamen Bürgerkrieg, der sich durch die Parteinahme ausländischer Mächte rasch zu einem internationalen Konflikt ausweitete. Und er war der Beginn einer sozialen Revolution.

Spanien war in dieser Zeit das erste Land, in dem der Siegeszug der Reaktion und des Faschismus durch die spontane Aktion des Volkes aufgehalten wurde. Organisatorisch waren die politischen Hauptakteure zunächst vor allem die mächtige anarchosyndikalistische Confederación Nacional de Trabajo (CNT) und die sozialistische Unión General de Trabajadores (UGT). Die Republik entwickelte sich rasch nach links, die soziale Revolution schien in greifbare Nähe gerückt zu sein. Das beunruhigte einerseits die westlichen Demokratien, die der Spanischen Republik dann auch die notwendige Solidarität und Unterstützung verweigerten, lag andererseits auch nicht im Interesse der Sowjetunion. Sie hatte durch ihre Waffenlieferungen die Existenz der Republik zunächst gesichert. Nun machte sie aber ihre Unterstützung davon abhängig, dass die gesellschaftlichen Experimente nicht den Rahmen der bürgerlichen Demokratie sprengen dürften. Obwohl alle linken Parteien mit Ausnahme des linkskommunistischen, als „trotzkistisch“ denunzierten Partido Obrero de Unificación Marxista (POUM) in der Regierung vertreten waren, herrschte im linken, republikanischen Lager keine Einigkeit über die weitere Entwicklung des Landes. Vielmehr kam es zu gewaltsam ausgetragenen Differenzen, die im Mai 1937 sogar zu einem „Bürgerkrieg im Bürgerkrieg“ führten. Sieger blieb im Grunde die Kommunistische Partei Spaniens (PCE), die weitere sozialökonomische Veränderungen ablehnte, dadurch ihre Mitgliederzahl gegenüber 1936 verzehnfachte und an ihrer Auffassung festhielt, dass erst der Krieg gewonnen werden müsse, ehe über soziale Revolutionen nachgedacht werden könne. Die nichtkommunistische Linke war hingegen der Meinung, dass der antifaschistische

Krieg und revolutionäre Veränderungen durchaus miteinander verbunden werden könnten. Dieser Konflikt zwischen den unterschiedlichen Strategien blieb bis zum Ende der Republik, ja als Streitthema unter Linken bis in die Gegenwart erhalten.

Die Republik und somit auch die Linkskräfte im damaligen Spanien scheiterten nicht nur, so die These von Alexandre Froidevaux, der unbedingt zuzustimmen ist, an der letztlich Übermacht der Franquisten und ihrer ausländischen Verbündeten, sondern auch an den Gegensätzen innerhalb der antifaschistischen Linken.

Selbst für den mit der spanischen Geschichte vertrauten Leser ist die Materialfülle faszinierend, die Froidevaux zusammengetragen hat, um Politikinhalt, Theorienbildung, Kompromisse, gegenseitige Anfeindungen, Differenzen in den eigenen Reihen, wie z.B. in der CNT, und wechselnde Strategien und Taktiken darzustellen und zu analysieren. Das bezieht sich aber nicht nur auf den Bürgerkrieg, sondern auch auf die posguerra, den Nachkrieg. Sicher, bequem ist das nicht, was Froidevaux da feststellt, und folgerichtig kam auch Kritik aus dem Milieu, das der parteikommunistischen Erzähltradition verpflichtet ist, der zufolge am verlorenen Krieg und dem Untergang der Republik nur die Anderen schuld sind. Man muss nur lesen, was Froidevaux über den auch heute noch fälschlich so genannten „Casado-Putsch“ schreibt. Anfang März 1939 hatte sich unter dem Vorsitz des kommunistischen Generals José Miaja eine Nationale Verteidigungsjunta gebildet, der u.a. der parteilose hohe Offizier Segismundo Casado, die Sozialisten Julián Besteiro und Wenceslao Carillo und der Anarchist Cipriano Mera angehörten. Hatte diese Junta nicht recht mit ihrer Behauptung, es sei sinnlos, den Krieg fortzusetzen, zumal das nur zu Lasten der ohnehin überforderten Zivilbevölkerung ging? Oder war die Behauptung des eigentlich nur noch virtuellen Ministerpräsidenten, des Rechtssozialisten Juan Negrin, richtig, der meinte, die der Republik noch zur Verfügung stehenden militärischen Kräfte seien ausreichend, um den Krieg bis zu dem Zeitpunkt fortzusetzen, an dem es zu einem Konflikt zwischen Deutschland, Italien und den westlichen Demokratien kommen würde? Und dass dieser Konflikt auch für Franco problematisch werden würde? Diese Fragen werden noch immer kontrovers diskutiert, oft aber ohne die Kenntnis der Details, die man bei Froidevaux nachlesen kann.

Die Rache der Sieger war furchtbar. Franco hatte eine „Reinigung“ des Landes versprochen. Das begann mit dem Abschlichten tausender Linker in der Arena von Bajadoz und wurde bis weit nach dem Krieg fortgesetzt. Die Diktatur stabilisierte sich, nicht zuletzt mit der Unterstützung durch die USA und die westlichen Demokratien. Aber die spanische Linke, im Inland und im Exil, hat sich nie mit dieser Diktatur abgefunden. Froidevaux beschreibt analysierend die verschiedenen Formen des Widerstands von der antifranquistischen Guerilla bis hin zur Gründung neuer Arbeiterorganisationen. Die Diktatur aber endete erst mit dem Tode Francos. Wiederhergestellt wurde allerdings nicht die Zweite Republik, gegen die Franco geputscht hatte, sondern die Monarchie, die eigentlich schon am 14. April 1931 abgewählt worden war.

Bis heute ist es tragisch, so Alexandre Froidevaux, dass in der „transición“, dem Übergang von der Diktatur zur Monarchie, auch die Kommunisten und Sozialisten dem „pacto de olvido“, dem Pakt des Vergessens“ zustimmten, was in der Konsequenz eine ernsthafte Abrechnung mit dem Franquismus unmöglich machte. Wenn es inzwischen auch Gesetze gegen die Symbole und Monumente des Franquismus gibt,

erhalten geblieben sind sie in ihrer Mehrheit doch noch. Die Gegengeschichte bricht sich dagegen mühsam Bahn durch das Entstehen eines Netzes lokaler Initiativen, die sich der *Recuperación de la Memoria Histórica*, der Wiedereroberung des historischen Gedächtnisses widmen.

Dieses Buch betont die Notwendigkeit der Resourcengeschichte für die Linke, nicht nur in Spanien. Wer aber, wie bereits gesehen, aus diesem Buch Antikommunismus herausliest, der kennt wohl die Geschichte dieses Krieges und seine Bedeutung als Vorspiel des 2. Weltkriegs nicht oder nur ideologisch verbrämt. Die unvoreingenommene Lektüre des Buches könnte dem abhelfen. Aber auch die Leser, die die Position des Verfassers teilen, werden nach der Lektüre um viele Erkenntnisse reicher sein. Es ist gut, dass dieses Buch noch rechtzeitig vor dem 80. Jahrestag des Beginns des Spanischen Krieges erschienen ist. Reich ist der deutsche Buchmarkt ohnehin nicht an literarischen Reflexionen dieses wichtigen Ereignisses. Auch deshalb ist das Buch von Alexandre Froidevaux unverzichtbar.

Alexandre Froidevaux: Gegengeschichte oder Versöhnung? Erinnerungskulturen und Geschichte der spanischen Arbeiterbewegung vom Bürgerkrieg bis zur „Transición“ (1936-1982). Heidelberg: Verlag Graswurzelrevolution, 2015

Werner Abel

Ungesühnte Nazi-Justiz

Wolfgang Form, Theo Schiller und Lothar Seitz legen mit der Analyse der NS-Strafjustiz in Hessen ein außergewöhnliches Werk vor. Die Ausstellung „Verstrickung der Justiz in das NS-System 1933-1945“, die in zahlreichen hessischen Städten mit großem Erfolg gezeigt wurde, ist ab S. 445 dokumentiert.

Im Teil „Zeit des Nationalsozialismus“ analysiert Werner Konitzer die Grundstrukturen nationalsozialistischer Moral. Jens-Daniel Braun und Georg D. Falk belegen in ihrem Beitrag „Die deutschen Richter im Jahre 1933“, dass die Justiz „... mit den Mitteln der Rechtsprechung das neue System zu etablieren half ... Die Justiz funktionierte dabei schon im Frühjahr 1933 so, wie es der NS-Staat erwartete. Die Richter waren da, man musste sie nicht suchen“. Die Ursachen sehen sie u.a. in der Tradition der anpassungs- und mitwirkungsbereiten Richterschaft, in ihrem ausgeprägten Ordnungsdenken und antirepublikanischen Handeln in der Weimarer Zeit. Dies belegen auch die biografischen Skizzen der Präsidenten des Oberlandesgerichts Frankfurt 1933-1945 (Arthur von Gruenewaldt).

Wolfgang Form gibt einen Überblick über ‚Politische Justiz in Hessen‘, u.a. gestützt auf das umfangreiche Material der von ihm mit herausgegebenen Bände ‚Politische Strafjustiz in Hessen‘ (2005). Sie setzte bei der Aburteilung der politischen Opposition zunehmend das Freund-Feind-Denken des NS-Kronjuristen Carl Schmitt um: „Das gesamte deutsche Recht ... muss ausschließlich und allein vom Geist des Nationalsozialismus beherrscht sein.“ Auch die Sondergerichte und die Wehrmachtjustiz eiferten dem nach (dazu die Beiträge von Harald Hirsch und Gerd Hankel).

Ein besonderes Kapitel ist dem Strafvollzug und der „Schutz-“ und Lagerhaft (z.B. Arbeitserziehungs- und Konzentrationslager) sowie dem Zusammenspiel zwischen Justiz und Gestapo bzw. SS gewidmet (Beiträge von Rolf Faber, Adolf Morlany, Dietfried Krause-Vilmar, Gunnar Richter, Angelika Arenz-Morch). Axel Ulrich und Stefanie Zibell erweitern die Thematik um den

Widerstand (Wilhelm Leuschner und sein anti-nazistisches Vertrauensleutenetzwerk).

Im Teil „Nach 1945“ zeichnet Georg D. Falk die ‚ungesühnten Verbrechen der NS-Justiz‘ und das Versagen der bundesdeutschen Nachkriegsjustiz gegenüber den „furchtbaren Juristen“ (Rolf Hochhuth) nach; Heinz Düx, ehem. Untersuchungsrichter im Auschwitz-Prozess, nannte sie „Beschützer der willigen Vollstrecker“. Die Justiz brachte das Kunststück fertig, ns-belastete Richter durch einen juristischen Hinterzimmer-Trick gegenüber anderen Tätern zu privilegieren. Von alliierten und DDR-Gerichten sind Richter belangt worden, aber: kein einziger Richter ist von einem bundesdeutschen Gericht rechtskräftig verurteilt worden. Der Bundesgerichtshof revidierte in offenen Worten 1995 seine bisherige Rechtsprechung – ironischerweise bei einem Verfahren gegen ehemalige DDR-Richter. Theo Schiller ergänzt den Befund durch die z.T. ausgebliebene Entnazifizierung der Justizjuristen.

Die – gelinde gesagt – „Probleme“ der Justiz bei der Aufarbeitung von NS-Verbrechen beschreibt Volker Hoffmann am Beispiel des Landgerichts Darmstadt. Werner Renz beleuchtet das Scheitern der „volkspädagogischen“ Ziele von Fritz Bauer, der den Gerichtssaal im Auschwitz-Prozess zum „Klassenzimmer der Nation“ machen wollte – nach seiner Meinung eine verfehlt Erwartung, denn Strafverfahren seien kein Ort für politische oder moralische Auseinandersetzungen mit dem Unrecht als System (Herbert Jäger).

Wolfgang Form fragt in seinem Beitrag, ob das Werk nicht 50 Jahre zu spät erscheine. M.E. einerseits Ja, denn die „Probleme“ waren auch damals bekannt: Ich erinnere mich z.B. an die Ausstellung „Ungesühnte Nazijustiz“ 1960 in Karlsruhe, die umstrittene „Blutrichter-Kampagne“ der damals so genannten „Ostzone“ und die bitterböse Komödie „Rosen für den Staatsanwalt“ von Wolfgang Staudte. Damals wurden die Versuche der Aufklärung von der bleiernen Schlussstrich-Mentalität erstickt. Deshalb ist das Buch auch heute nicht zu spät. Die meisten Beiträge haben Tiefgang, sind konkret, detailreich, präzise, spannend geschrieben und ... sie nennen Namen – wenn das auch Karrieren nicht mehr beenden kann.

Kleiner Wermutstropfen: M.E. hätten die zahlreichen, von der Justiz nicht gesühnten ‚Verbrechen der Wehrmacht‘ und SS in den besetzten Ländern, besonders im Osten und auf dem Balkan, aber auch in Frankreich oder Italien, einen eigenen Beitrag verdient.

Wolfgang Form, Theo Schiller, Lothar Seitz (Hg.): NS-Justiz in Hessen. Verfolgung, Kontinuitäten, Erbe, Marburg: Historische Kommission für Hessen, 2015

Hermann Unterhinninghofen

Rechte Kampfbegriffe

Ab wann ist man eigentlich Extremist? Was kennzeichnet eine Kameradschaft? Wo liegt die Außengrenze des Abendlandes? Wer gehört zur Gemeinschaft und wer nicht? Und ist „Zigeuner“ „nur“ abwertend oder bereits rassistisch? Nicht zuletzt die kürzlich durch Frauke Petry (AFD) angestoßene Debatte über den Begriff „völkisch“ zeigt eindrücklich auf, dass für Akteure der politischen Bildung eine solide Wissensgrundlage über Entstehungsgeschichte und Verwendungskontexte einschlägiger Begriffe, mit denen in Politik und Medien operiert wird, unerlässlich ist.

Das gemeinsam vom Forschungsschwerpunkt Rechtsextremismus/Neonazismus der Hochschule Düsseldorf (FORENA) sowie dem Duis-

burger Institut für Sprache und Sozialforschung (DISS) erarbeitete „Handwörterbuch rechtsextremer Kampfbegriffe“ leistet hier eine wertvolle Hilfe.

Das Nachschlagewerk versammelt nach einer notwendigen und wertvollen Einleitung inklusive Überblick zur extremen Rechten in Deutschland fundierte und umfangreiche Einträge zu 25 einschlägigen Begriffen nebst Kontextinformationen und Hinweisen zu weiterführender Literatur. Jeder Eintrag besteht zunächst aus einem Informationstext von etwa einer Druckseite, die dem eiligen Leser unter dem Titel „Kurz und knapp“ einen knappen Überblick über die Verwendung des Begriffes ermöglicht und anhand eines Zitates auch einen klassischen Kontext präsentiert.

Die Rubrik „Vertiefung“ beinhaltet eine ausführlichere Bedeutungsanalyse auf vielfältiger Quellenbasis sowie je nach Begriff eine differenzierte Betrachtung der unterschiedlichen Strömungen der extremen Rechten. Hierbei werden Behauptungen und Annahmen sowie Argumentationsgänge dargelegt, Deutungen vorgenommen und die Verwendung der Begrifflichkeit an Zitaten belegt. Als Quelle dienen sowohl die Zeitschriften Junge Freiheit und Deutsche Stimme, als auch Onlineportale wie Politically incorrect, Homepages von NPD, Pro Köln und weiteren Organisationen, Monografien sowie Zitate diverser politischer Akteure. Im Bereich „Kontext“ wird u.a. teilweise die jeweilige Begriffsgeschichte knapp skizziert, überdies wird der Begriff in den gesellschaftlichen Kontext eingeordnet und mit weiteren im Handwörterbuch bearbeiteten Begriffen in Beziehung gesetzt. Die Rubrik „Fazit und Kritik“ fasst die Befunde nochmals im Kern zusammen, weist auf Defizite und Probleme hin und nimmt meist zugleich eine Wertung vor. Die benannte „weiterführende Literatur“ bietet zu jedem Begriff wertvolle Anregungen, sich anlassbezogen tiefergehend zu informieren.

Neben erwartbaren Begriffen und Begriffsfeldern, wie „Rasse“, „Jude“, „Abendland“, „Islamisierung“, „Umvolkung“ und „Gemeinschaft“ werden erfreulicherweise auch Einträge zu auf den ersten Blick weniger naheliegenden Wortfeldern präsentiert, so unter anderem zu „Dekadenz“, „Natur“, „Raum“, und „USA“. Im Gegensatz zu TV-Diskussionen, knappen Presseartikeln und kurzen Deutungsversuchen von Politikern erhält der Leser hier jeweils einen soliden, belegten und alle Facetten berücksichtigenden Eintrag, der trotz seiner Qualität übersichtlich und auch für Akteure ohne umfassendes Vorwissen lesbar bleibt.

In der Gesamtschau besticht das Handwörterbuch durch seinen klar strukturierten Aufbau, der das Werk für die verschiedensten Zielgruppen zum schnell nutzbaren und geeigneten Hilfsmittel im beruflichen Alltag macht und dem Titel „Handwörterbuch“ in besonderem Maße gerecht wird. Durch die lobend zu erwähnende Quellenauswahl sowie die Vernetzung der Begriffe innerhalb des Werkes wird die Erschließung der Begriffe nochmals erleichtert. Es ist zu wünschen, dass das Wörterbuch nicht nur in Schule, Universität und außerschulischer Bildung, sondern auch in mancher Zeitungsredaktion und Parteigeschäftsstelle einen Platz im Regal erhält.

Leider steht zu befürchten, dass aufgrund aktueller Entwicklungen bereits zeitnah eine Aktua-

Buchbesprechungen

lisierung und Erweiterung des Bandes erforderlich werden wird. Die Verengung auf „rechts-extreme Kampfbegriffe“ erscheint angesichts des rasanten Aufstiegs rechtspopulistischer, ja zum Teil sogar mehrheitsfähiger Forderungen und Thesen im politisch-gesellschaftlichen Diskurs mittlerweile überholt, was dem Autorenteam jedoch keinesfalls zum Vorwurf gemacht werden kann. Wünschenswert wäre daher zum Beispiel die Ergänzung durch ein leicht editierbares Onlineportal oder aber einer App, um die zeitnahe Aufnahme neuer Begriffe zu gewährleisten, Quellen zu ergänzen, und den Fokus bedarfsorientiert zu erweitern.

Bente Gießelmann, u.a. (Hg.): Handwörterbuch rechtsextremer Kampfbegriffe. Schwalbach/Ts.: Wochenschau Verlag, 2016

Fabian Müller

Nationalsozialismus im Odenwald

Der große Boom lokalgeschichtlicher Forschungen zur NS-Geschichte jenseits der Stolpersteininitiativen scheint lange vorbei zu sein. Dennoch bleibt diese Perspektive unersetzlich, um das Funktionieren der nationalsozialistischen „Volksgemeinschaft“ zu verstehen und Rahmenbedingungen und Handlungsmöglichkeiten für oppositionelles und widerständiges Verhalten herauskristallisieren zu können. Dirk Strohmenger hat nun eine umfangreiche Veröffentlichung zur NS-Zeit im Odenwald vorgelegt. Sie verdeutlicht nicht nur, dass im Privatbesitz und kleinen und kommunalen Archiven sich noch so mancher Fund heben lässt. Strohmenger gelingt es auch zu zeigen, wie sich lokal das NS-System firmieren, stabilisieren und bis zum Ende halten konnte: von den ersten Saalschlachten, über die Gründungen von NSDAP-Ortsgruppen bis hin zum Funktionieren kommunaler Strukturen, wie das Landratsamt in Erbach. Neben der Gewalt als konstitutives Element der lokalen „Machtübernahme“ gegen reelle und vermeintliche Gegner des Regimes, gegen Jüdinnen und Juden, Sinti und Roma oder religiöse Minderheiten oder sogenannte „Asoziale“, vergisst es Strohmenger nicht, die Inklusionselemente des Regimes, wie z.B. den Reichsarbeitsdienst, die Hitlerjugend und den BDM oder die Kreistage der NSDAP zu beleuchten. Eine Vielzahl an Fotos und der Abdruck von Dokumenten machen deutlich, wie präsent der NS auch im Alltag des Odenwalds war. Deutlich macht Strohmenger darüber hinaus, dass der möglicherweise von außen einheitlich und homogen erscheinende, evangelisch und agrarisch dominierte heutige Odenwaldkreis durchaus vielschichtig war: Von kleinen Bauerndörfern bis hin zu regionalen Industriezentren, von katholischen Enklaven im evangelisch geprägten Umfeld, von „roten“, „schwarzen“ und „braunen“ Hochburgen kann der Autor berichten.

Außen vor bleibt in der lesenswerten Studie von Strohmenger leider das Thema „Zwangsarbeit“. Hier bedarf es sicherlich weiterer Forschungen. Auch tiefergehende Recherchen zu einzelnen Biografien wären wünschenswert. Vielleicht ist dieses Buch hierfür ein Ausgangspunkt. Hilfreich zur Nutzung des 450 Seiten starken Buches wäre jedoch ein Orts- und Personen-

index gewesen, die leider fehlen. Nichtsdestotrotz zeigt die Publikation, wie auch zukünftig produktiv lokal- und regionalgeschichtliche Forschungen aussehen können.

Dirk Strohmenger: Nationalsozialismus im Erbacher Landkreis. „...dass überall vollkommene Ruhe und Ordnung herrscht...“. Erbach; Kreisarchiv Odenwaldkreis: 2016

Thomas Altmeyer

Exilerfahrungen

Aus seiner angestammten Heimat vertrieben zu werden, gezwungen zu sein, irgendwo neu anzufangen und sich die lebensnotwendigsten Dinge wie Obdach und Verdienstmöglichkeit unter oftmals erschwerten Bedingungen erkämpfen zu müssen, sind Erfahrungen, die Menschen jüdischen Glaubens im nationalsozialistischen Deutschland der dreißiger Jahre zuhauf erdulden mussten. Dabei sind diese Schicksale noch als Glück im Unglück zu bezeichnen, weil Familienangehörige, die kein Visum erhalten hatten und nicht mit ihren Verwandten ausreisen durften, in der Regel der Verschleppung in ein Konzentrationslager und der Ermordung anheimfielen. Andreas Heusler und Andrea Sinn haben sich als Herausgeber des Buches „Die Erfahrung des Exils“ auf Erinnerungen ehemaliger Münchnerinnen und Münchner konzentriert. Die abgedruckten 25 autobiografischen Berichte können keine „breite Repräsentativität“ (S. 20) beanspruchen, geben jedoch wichtige Fingerzeige, um Fahrnisse und Empfindungen nachzuvollziehen, die sich unter den damaligen Bedingungen ereignet haben. „Die Erfahrung des Exils“ wird dabei unter drei Teile mit jeweils acht Berichten gefasst: Vertreibung; Verlust der Heimat; Emigration; Rettung in der Fremde sowie Neuanfang; Erfahrungen des Exils. „Statt eines Nachworts“ steht ein Bericht von Hans Lamm (1913-1985) mit dem Titel „Juden – 30 Jahre danach“. Der sorgfältig erarbeitete Anhang umfasst neben der Danksagung, einem Abkürzungs-, Personen- und Ortsverzeichnis auch einen Glossar sowie einen Quellenkommentar und eine Auswahlbibliographie.

Im Vorwort geben die beiden Herausgeber eine wissenschaftliche Einschätzung zu den drei Exil-Stationen ihres Buches ab. Sie belegen die NS-Ausgrenzungspolitik gegen Deutsche jüdischen Glaubens und die Folgen davon in Sachen Emigration mit Erläuterungen und Statistiken. Auf diese Weise erfährt der Leser Rahmenbedingungen der Exil-Stationen wie Einreisebestimmungen und Aufnahmequoten bestimmter Zielländer, Arbeitsmöglichkeiten oder Kennzeichen jüdischer Remigration (auch nur „Rückkehr auf Zeit“) in die deutsche Nachkriegsgesellschaft. Ein editorischer Hinweis legt dar, dass die nachfolgenden Berichte einer Anfang der 1990er Jahre am Stadtarchiv München begonnenen „Judaica“-Sammlung entstammen und zählt verschiedene Anlässe der Entstehung und der Wege dar, wie die Berichte zum Stadtarchiv gelangten. Insgesamt 55 autobiographische Zeugnisse werden verwahrt – „in Anbetracht der aus der bayerischen Hauptstadt emigrierten 8.000 jüdischen Bürgerinnen und Bürger nimmt sich die Zahl der im Stadtarchiv München überlieferten Memoiren [...] gering aus“ (S. 20). Die Vertreibung jüdischer Bürgerinnen und Bürger begann mit Hitlers Ernennung zum Reichskanzler und die Entscheidung fürs Exil zog sich bei den meisten jahrelang hin, bis der Leidensdruck so groß wurde, dass sich die Einsicht Bahn brach, ins Exil gehen zu müssen.

Der Autor, Mathematiklehrer und Lehrer für jüdische Religion in München und Umgebung, Dr. Hermann Löb Klugmann (1885-1974), berichtet von der nicht seltenen Identifikation jüdisch-gläubiger Menschen mit dem deutschen Staat (bis hin zum Nationalkonservatismus) in den zwanziger Jahren; vom häufig guten Auskommen zwischen Menschen jüdischen und christlichen Glaubens (bis hin zur Beteiligung jüdischer Schülerinnen und Schüler am Weihnachtsfest ihrer Schule); aber auch von immer wieder auftretenden Antisemiten und Hetzern. Der Direktor seiner Schule versuchte ihn über judenfeindliche NS-Aktionen mit dem Hinweis zu beruhigen, dass die alteingesessenen und „bodenständigen“ jüdischen Deutschen nichts zu befürchten hätten, die Aktionen gälten nur dem „landfremden Judentum“.

Ruth Meros (Jg. 1922) hätten diese Worte als Schülerin des Kuspert-Lyzeums in der Bürkleinstraße, wo sie von antisemitischen Lehrerinnen und Schülerinnen schikaniert wurde, nicht trösten können. Bis sie im Jahr 1939 über die Schweiz nach Palästina gelangte, musste sie eine Kette von Demütigungen ertragen. „So vieles, was für die anderen selbstverständlich war, kam für mich nicht in Frage: der Schachunterricht, Schulausflüge beispielsweise oder auf der Abschlusfeier nach dem Einjährigen-Examen mit einem Lehrer zu tanzen, das wäre ja ‚Rassenschande‘ gewesen!“ Für kurze Zeit arbeitete sie als Praktikantin in einem jüdischen Kindergarten, dann wurde er zusammen mit der Synagoge in der Reichspogromnacht 1938 „angezündet und zerstört“ (S. 65). Einmal stand sie am Prinzregentenplatz, wo Hitler in ein Auto stieg. Da habe es sie „durchzuckt: ‚Was wäre, wenn du den jetzt ermorden, erschießen würdest?‘“ Wie sie alles überstanden habe, wisse sie nicht, schreibt sie. „Ich habe verdrängt, so gut es ging. Erst später, in Palästina, ist dann alles rausgekommen. Jetzt habe ich mich aufgelehnt, in meinen Träumen habe ich protestiert. Diese Alpträume waren fürchterlich“ (S. 65).

Der Raub am Eigentum der zur Ausreise gezwungenen Menschen jüdischen Glaubens durch den NS-Staat; unerwartete Schwierigkeiten noch in den letzten Momenten bis zum Grenzübertritt; naive Vorstellungen über Verdienstmöglichkeiten in der Fremde, die zur neuen Heimat werden sollte; oder das Erstaunen darüber, wie stark sich alles im Nachkriegsdeutschland verändert hatte, auch wenn teilweise sogar die Innenausstattung der Räume früherer Bekannter noch genau die gleiche war wie vor der Emigration – das Buch „Die Erfahrung des Exils“ gibt ergreifende Einblicke in horrende Belastungen, denen die Berichterstatter ausgesetzt waren und erzählt auch davon, wie diese Belastungen die betroffenen Menschen verändert haben.

Andreas Heusler, Andrea Sinn (Hg.): Die Erfahrung des Exils. Vertreibung, Emigration und Neuanfang. Ein Münchner Lesebuch. Berlin/Boston: De Gruyter Oldenbourg, 2015

Johannes Chwalek

Den NSU historisch einordnen

Während der NSU-Prozess am Oberlandesgericht in München seinem Ende entgegengeht, wird zugleich die Literatur über den selbsternannten „Nationalsozialistischen Untergrund“ stetig umfangreicher. Dabei sind zwei gegenläufige Momente sichtbar: Einerseits

werden immer neue Details über die rassistische Mordserie bekannt, andererseits wird das öffentliche Interesse am Thema merklich geringer. Dazu kommt, dass trotz oder gerade wegen der Fokussierung vieler Beobachter*innen auf die fast unüberschaubare Vielzahl offener Fragen eine umfassende historisch-gesellschaftliche Einordnung und politische Bewertung des NSU-Komplexes immer mehr aus dem Blick gerät. Vor diesem Hintergrund ist die Publikation von Charlie Kaufhold durchaus zu begrüßen. Die Soziologin will die Untersuchungen zum NSU um einen neuen Aspekt ergänzen, indem sie die Berichterstattung über Beate Zschäpe mit Blick auf die Kategorie Geschlecht einer kritischen Analyse unterzieht. Darüber hinaus formuliert die Autorin aber auch den Anspruch, ihre Ergebnisse historisch und gesellschaftstheoretisch zu deuten. Schließlich möchte sie eine Debatte über die gesellschaftlichen Strukturen anstoßen, die die Entstehung und die Taten des NSU ermöglichen und die zur öffentlichen Dethematisierung des NSU-Komplexes beitragen. In diesem Sinne ist ihre Arbeit also auch als ein Beitrag zu einer „Public Sociology“ (Michael Burawoy) zu verstehen, zu einer Soziologie, die wissenschaftliche Analyse und parteinehmende Beteiligung an öffentlichen Debatten verbindet.

Das kleine Buch, das aus einer Abschlussarbeit in Gender Studies hervorgegangen ist, hat drei Teile: Im ersten Kapitel untersucht Kaufhold die Berichterstattung über Beate Zschäpe im Hinblick auf die Kategorie Geschlecht in drei Tageszeitungen und einem Online-Nachrichtenmagazin. Der Fokus liegt auf zwei Zeiträumen: unmittelbar nach der Selbstenttarnung des NSU sowie zum Beginn des Münchener Prozesses. Kaufhold identifiziert zwei „vergeschlechtlichte Darstellungsweisen“ (7), die sich in allen Publikationen wiederfinden: dämonisierende und bagatellisierende Feminisierungen. In der ersten werde Zschäpe als „personifiziertes Böses“ (7) dargestellt; ihr Handeln gelte somit „als Abweichung von der weiblichen Norm“ (21). In der zweiten werde sie mittels feminisierter Darstellungen als unpolitisch und handlungsunfähig präsentiert und somit von den eigentlichen – männlichen – Tätern abgerückt. Zudem werde sie durch wiederholte Bezugnahme auf die schwierigen sozialen Umstände ihrer Kindheit als Opfer präsentiert, das durch negative Umstände in eine nicht selbst verschuldete Lage geraten sei; damit gehe auch eine Psychologisierung ihrer ideologischen Überzeugungen einher. Im leider sehr kurzen zweiten Kapitel fragt Kaufhold nach Funktion und Effekt solcher Darstellungen für die von ihr sogenannte „Dominanzgesellschaft“. Hier steht der Begriff der „Abwehr“ im Zentrum der Analyse. Die Dämonisierung Zschäpes, so das Argument, ermögliche den Angehörigen der Dominanzgesellschaft eine Abwehr von Schuld durch Externalisierung. Da Zschäpe als deviant dargestellt wird, könnten diese sich in Abgrenzung davon „als nicht rassistische Norm denken“ (55). Somit gebe es keine Notwendigkeit der Auseinandersetzung mit Zschäpe und ihren Taten mehr. Die Bagatellisierung hingegen ermögliche eine Entlastung durch Identifizierung. Wie Zschäpe könne sich auch die Dominanzgesellschaft als unabsichtlich und unverschuldet verstrickt ansehen und die Frage nach der eigenen Beteiligung am Geschehen damit als hinfällig betrachten. Im dritten Kapitel schließlich geht es um die historische und politische Einordnung dieser Befunde, die Kaufhold in zwei Schritten leisten will. Zunächst betrachtet sie anhand einschlägiger Forschungen die Darstellung nationalsozialistischer Täterinnen in der Nach-

kriegszeit und argumentiert, dass auch hier dämonisierende und bagatellisierende Repräsentationen zentral gewesen seien. Sodann geht sie argumentativ noch einen Schritt weiter und bietet unter Rückgriff auf klassische und aktuelle psychoanalytische Theorien eine Erklärung für diese bemerkenswerte Parallele an: die psychischen Mechanismen der Derealisierung und Schuldabwehr seien über alle Generationen weitergegeben worden und daher noch heute wirkmächtig: „So wie Schuld in Bezug auf den Nationalsozialismus abgewehrt wird – durch vergeschlechtlichte Diskurse – kann auch heute noch Schuld in Bezug auf rassistische Strukturen in Deutschland abgewehrt werden.“ (80)

Mit dieser weitreichenden These fügt Kaufhold der Diskussion um den NSU-Komplex einen neuen und zentralen Aspekt hinzu. Denn nimmt man die Selbstbezeichnung als *Nationalsozialistischer* Untergrund ernst, dann wird deutlich, dass die Bestimmung des historischen Ortes des rechten Terrors (und der gesellschaftlichen Reaktion darauf) in der postnazistischen Gesellschaft bislang einen blinden Fleck in der Debatte darstellt. Aber leider ist diese Stärke zugleich die größte Schwäche des Buchs. Bei der Lektüre wird schnell deutlich, dass das zitierte Fazit durch politische Vorannahmen und den disziplinären Blickwinkel schon weitgehend vorgegeben ist; die Argumentation beruht auf einem Analogieschluss. Dadurch stellen sich zudem einige Redundanzen ein. An vielen Punkten sind Zweifel oder weitergehende Fragen angebracht. Es erscheint nicht unmittelbar plausibel, die Identifizierung mit Zschäpe als attraktive Schuldabwehrmechanismus für die Mehrheitsgesellschaft anzunehmen. Auch geraten Widersprüche innerhalb dieser Gesellschaft gänzlich aus dem Blick: Welche Entlastungsmöglichkeiten können für welche gesellschaftlichen Gruppen und Akteure von Bedeutung sein? Und in welchem Verhältnis stehen die Bilder von Zschäpe zu anderen Aspekten der Berichterstattung?

Für eine Aufschlüsselung der vielen implizierten Untersuchungsebenen ist in Kaufholds kurzer Arbeit sicher nicht ausreichend Raum gewesen; ein genaueres Auge für Differenzierungen hätte dem Buch dennoch gutgetan. Als Auftakt für eine dringend nötige Debatte um die historisch-politische Einordnung des NSU und der gesellschaftlichen Umgangsweisen mit rassistischem Terrorismus sei es dennoch allen Interessierten empfohlen.

Charlie Kaufhold: In guter Gesellschaft? Geschlecht, Schuld und Abwehr in der Berichterstattung über Beate Zschäpe, Münster: edition assemblage, 2015

Michael Becker

Neue Heimat Exil?

Unter dem Titel seines Exilromans „Herschowitz kehrt heim. Zwischen sächsischer Identität und der Heimat im Exil“ wird der Journalist und Schriftsteller Edgar Hahnwald (1884-1961) von Swen Steinberg mit einer „kritischen Edition“ vorgestellt.

Geboten wird eine recht interessante Thematik, die jedoch derart im Diktum einer wissenschaftlichen Dokumentation belassen wurde, dass sie wohl schwerlich den Weg zu weiterreichenden Leserkreisen finden wird. Das schmälert leider Wirkung und Auswertung dieser überaus informativen Publikation, deren Inhalt für drei Bücher gereicht hätte. Der Autor zeichnet akribisch den Weg eines sozialdemokratischen

Journalisten nach, der auch als sogenannter Heimatschriftsteller über die Grenzen seiner sächsischen Heimat hinaus bekannt war. Als Redakteur der Dresdener Volkszeitung und unterschiedener Nazigegner musste er 1933 emigrieren – zunächst in die Tschechoslowakei und 1938 weiter nach Schweden. Als Vertreter der deutschen sozialdemokratischen Emigranten engagierte er sich aktiv in beiden Asylländern für die Aufklärung über die Nazibarbarei und die Organisation des Überlebens der Vertriebenen.

Aufgewachsen als ältester Sohn in einer kinderreichen Arbeiterfamilie mit sozialdemokratischer Tradition, entwickelte er sich durch Talent, Fleiß und Beharrlichkeit nach einer Malerlehre bald vom gelegentlichen Mitarbeiter regionaler Zeitungen zum verantwortlichen Redakteur.

Neben seiner journalistisch-redaktionellen Tätigkeit schrieb er Berichte für Wandervereine oder kleine Erzählungen mit Lokalkolorit. Eine besonders nachhaltige Beachtung fanden hierbei die historischen Betrachtungen über jüdisches Leben im sächsischen Gebiet und den alten jüdischen Friedhof in Dresden. Überregional relevant wurde seine publizistische Tätigkeit Anfang der 1930er Jahre angesichts der wachsenden Aktivitäten der Nationalsozialisten. Sozialdemokratische Funktionäre und Journalisten wie Edgar Hahnwald versuchten vor allem durch ihre Berichte die wachsende faschistische Gefahr zu bannen. Aber ebenso nachdrücklich verurteilten sie Antifa-Aktionen oder Agitation von Kommunisten. Somit liefert diese Biografie auch Beispiele für die tragische politische Spaltung der Arbeiterklasse und des Kleinbürgertums, die letztlich den Sieg der brutalen Naziherrschaft begünstigte. Als die Nazis dann gnadenlos ihre politischen Gegner verfolgten, musste auch Hahnwald fliehen. Er war jedoch in der privilegierten Situation, sofort in der ihm wohlbekannten Tschechoslowakei solidarische Hilfe zu erhalten, was er auch stets nachdrücklich würdigte. Zu diesem Nachbarland gab es jahrhundertelange Verbindungen in vielen Lebensbereichen. Kein Wunder, dass aus dem Dresdener Raum die Nazigegner hier eine erste Zuflucht fanden. Swen Steinberg erläutert mehrere Schicksale teils ausführlich in den Anmerkungen.

Die Ausführungen über „Leben und Schreiben im Exil. Zweite Heimat: Tschechoslowakei“ ist besonders informativ im Hinblick auf die Exilsituation ab 1933 in dem noch über die sogenannte grüne Grenze illegal erreichbaren Nordböhmen. Hier fand er weiterhin Gelegenheiten zu Veröffentlichungen, teils anonym oder unter „Manfred“ in deutschsprachigen Exilzeitungen, wodurch er für sich und seine Frau die Existenzgrundlage sicherte. Diese Anonymität beeinträchtigte allerdings die zeitnahe wie spätere Verbreitung und Wirkung seines 1936 geschriebenen Romans, mit dem er doch die Exilsituation speziell in Nordböhmen für Nichtbetroffene erklären wollte.

Das Kapitel „Untiefen in Schweden“ ist recht aufschlussreich hinsichtlich der politischen Rolle Hahnwalds als Vertreter des rechten Flügels der Exil-SPD und seiner Kontakte zur SOPADE, dem Briefwechsel mit Erich Ollenhauer und den Begegnungen mit Willy Brandt. Nach einer Rede als Vertreter der deutschen Sozialdemokraten auf einem internationalem Kongress 1943 in Stockholm, als er die Zeichen der Zeit

Buchbesprechungen

hinsichtlich der künftigen Rolle Deutschlands nicht erkannte und auch der Wiederbelebung einer antifaschistischen Volksfront nicht folgen wollte, wurde es politisch stiller um ihn. Aber Hahnwald war konsequent in der Ablehnung dieser neuen Überlegungen. Er kehrte nach 1945 nicht nach Deutschland zurück.

Was die vorliegende Dokumentation betrifft, so überwuchern stellenweise die begleitenden Anmerkungen den Haupttext. Hinsichtlich der Biografie Edgar Hahnwalds sind die als Fußnoten zugefügten Erläuterungen über Persönlichkeiten und Zeitgeschichte in diesem bisher weniger beachteten geografisch begrenzten Gebiet sehr interessant. Viele Erläuterungen hätten stärker direkt in den Haupttext eingefügt werden sollen, denn sie lenken oft weg von der Hauptthematik. So aber ist die Lesbarkeit selbst für Vorgebildete erschwert.

Das trifft leider auch für den titelgebenden Roman zu, den Hahnwald 1936 als Emigrant schrieb. Hier stören besonders die Fußnoten zur Korrektur von Hahnwalds Schreibweise. Ein editorischer Verweis, ob die originale Fassung unter stiller Korrektur offensichtlicher Fehler vorliegt oder die Anpassung an heutige gültige Regeln der Schreibweise erfolgte, hätte die Rezeption der Textfassung erleichtert.

Die hier erfolgte Kommentierung per Fußnoten bietet zwar zusätzliche Details und Ergänzungen besonders über das solidarische Handeln eines großen Teils der tschechischen Bevölkerung gegenüber den verfolgten deutschen Antifaschisten und bereichert sicher in einigen Punkten die Exilforschung. Der Roman Edgar Hahnwalds gerät jedoch dabei stellenweise fast zur Nebensache. Mein Vorschlag: Eine Taschenbuchausgabe in Originalfassung, ergänzend die guten Texte aus Exilzeitungen wie vorgestellt und mit einem erläuternden Nachwort für einen breit gefächerten Interessentenkreis. Allgemein ist für diese Publikation der Anhang mit dem Personenregister als Orientierungshilfe zu empfehlen.

Der Schriftsteller, Journalist und Redakteur Edgar Hahnwald, ein maßgeblicher Akteur in der sozialdemokratischen Bildungsarbeit und im antifaschistischen Widerstand verdient diese kritische Betrachtung und neue Öffentlichkeit. Biografien und Familiengeschichten mit interessantem historischen Hintergrund sind die tragfähigsten emotionalen Brücken zwischen ehemaligen Zeitzeugen und fragenden Nachgeborenen.

Im vorliegenden Fall wäre eine weitere Dokumentation über Konrad Hahnwald, (1888-1962), den Bruder und langjährigen Leiter der „Jugendburg Hohnstein/Sa.“ eine sinnvolle Ergänzung. Konrad Hahnwald war 1933 als erster Häftling in Hohnstein von den Nazis schwer gefoltert worden (vgl. „informationen“ 79/2014). Das von seinen Enkeln bewahrte Familienarchiv könnte ein gute Basis dafür bilden, wie u. a. der Bildteil in der vorliegenden, insgesamt verdienstvollen Dokumentation belegt.

Sven Steinberg: „Herschowitz kehrt heim“. Der Schriftsteller-Journalist Edgar Hahnwald zwischen sächsischer Identität und der Heimat im Exil. Berlin: Metropol-Verlag, 2016.

Helga W. Schwarz

„informationen“

Seit 1976 gibt der Studienkreis Deutscher Widerstand 1933 – 1945 die Zeitschrift „informationen“ heraus.

Ursprünglich als Informationsblatt über die Arbeit des Dokumentationsarchivs konzipiert, entwickelten sich die „informationen“ über die Jahre zu einer fundierten wissenschaftlichen Publikation mit wechselnden inhaltlichen Schwerpunkten.

Die Stichworte „Forschen – Erinnern – Vermitteln“, die das gesamte Arbeitsfeld des Studienkreises umfassen, sind auch die wichtigsten Grundsätze der „informationen“.



**Spanischer Bürgerkrieg.
Geschichte und Gegenwart**
Nr. 83 (Mai 2016)



**Zwischen Ideologie
und Wirklichkeit.
Frauen im
Nationalsozialismus**
Nr. 82 (November 2015)



Ausstellungen
Nr. 81 (Mai 2015)



**Verbrechen
der Endphase**
Nr. 80 (November 2014)



Exil
Nr. 79 (Mai 2014)



Zeitzeugen
Nr. 78 (November 2013)

Nähere Informationen über die „informationen“, die auch als Abonnement bezogen werden können, sowie den Erwerb von einzelnen Ausgaben erhalten Sie beim

Studienkreis Deutscher Widerstand 1933-1945 e.V.
Rosertstraße 9, 60323 Frankfurt/Main
Telefon 069 721575
Mail: studienkreis@widerstand-1933-1945.de

Neuer Blick auf gewerkschaftlichen Widerstand

Vor fast einem Vierteljahrhundert ist bereits die seinerzeit viel beachtete Monographie Willy Buschaks zum gewerkschaftlichen Widerstand gegen das NS-Regime erschienen. Nun hat der Autor, einer der versiertesten Kenner dieses vielfach verkannten Teilbereichs der Widerstandsgeschichte, unter demselben Titel eine deutlich überarbeitete und erheblich erweiterte Neuausgabe vorgelegt. Hierin sind akribisch zahlreiche in der Zwischenzeit frisch aufgespürte Quellen wie auch die seither zum Thema erschienene Spezialliteratur verarbeitet worden, sodass jetzt viele neue Erkenntnisse und verschiedentlich auch etwas anders als vordem akzentuierte Sichtweisen präsentiert werden können. Völlig zu Recht keiner Revision unterziehen mochte Buschak hingegen seine 1993 vorgebrachte scharfe Kritik an der einstmaligen Meinung, wonach der Kreis der bis dahin führenden Gewerkschafter, der sich ab 1933 in Berlin konspirativ zusammengefunden und sich selbst als illegale Reichsleitung der Gewerkschaften verstanden hatte, in exakt dieser strukturellen Ausformung sowie in Verbindung mit demgemäß weiteren Führungsgremien der diversen Berufs- und Industrieverbände und angeblich gestützt sogar auf eine – allen Ernstes – millionenfache Anhängerschaft in der arbeitenden Bevölkerung bis in die letzten Kriegsmonate hinein fortzuwirken vermocht habe (S. 17 u. S. 302–308).

Gewerkschaftlicher Widerstand wird von Buschak als eine „Tätigkeit“ verstanden, „die darauf aus war, Mitglieder oder Funktionäre der Gewerkschaften zu sammeln und den Zusammenhang unter Gewerkschaftsmitgliedern und Gewerkschaftsangestellten nicht abreißen zu lassen“, nicht zuletzt um diese, aber auch befreundete Gewerkschaftsorganisationen im Ausland mit wahrheitsgetreuen Informationen „über die Lage in den Betrieben sowie in der Arbeiterschaft“ im faschistischen Deutschland zu versorgen. Dies erfolgte – ganz genauso wie die entsprechenden, hiervon indes nur schwer abzugrenzenden Aktivitäten der ebenfalls illegal operierenden Arbeiterparteien – mit der Zielsetzung, perspektivisch zum Sturz des NS-Regimes beizutragen (S. 10 ff.). Jene „Arbeit im kleinsten Zirkel“, welche von zahllosen Mitgliedern und Funktionären der zerschlagenen Gewerkschaften landauf, landab – oft nur bis in die zweite Hälfte der 1930er Jahre hineingeleitet werden konnte –, bildet den Schwerpunkt der Darstellung. Diese beschreibt sehr zutreffend jenes vorsichtige antifaschistische Agieren der manchmal größeren, in der Regel aber nur recht kleinen klandestinen Überreste des früheren gewerkschaftlichen Organisationsgeflechtes.

Doch zunächst verwendet Buschak immerhin fast ein Viertel des Umfangs seines neuen Buchs auf die detaillierte Schilderung des höchst problematischen Lavierens der Gewerkschaftsführungen durch die Bedrängnisse während der Endphase der Weimarer Republik, welche durchaus nicht allein durch die unnachgiebige an die Macht drängenden Faschisten verursacht worden sind. Die „für alle Fälle“ erarbeiteten „Generalstreikpläne“ des ADGB waren nach der Machtübertragung „in der Schublade“ geblieben. Man war dem Trugschluss erlegen, man könne sich noch „mit demokratischen Mitteln“ zur Wehr setzen, „solange es auch nur ein Quäntchen Hoffnung gab“ (S. 400).

Die Schaffung von sich über das gesamte Reichsgebiet ausdehnenden, fest gefügten

und zentral gesteuerten Widerstandsorganisationen der Gewerkschaften war danach, dies macht Buschak auf vielfältige Weise deutlich, schlichtweg nicht mehr möglich, wohl aber die Bildung unterschiedlich stark ausgeprägter informeller Kontaktnetze diverser Einzelverbände sowie mancher Gewerkschaftsführer. Dieser Sachverhalt wird besonders anschaulich dargestellt im Kapitel über den Widerstand aus den diversen Sparten des Transportwesens.

Weitere Kapitel befassen sich mit dem dessen ungeachtet ebenfalls sehr beachtlichen Widerstand aus dem Deutschen Metallarbeiter-Verband, mit dem 1936 im Pariser Exil ins Leben gerufenen Arbeitsausschuss freigewerkschaftlicher Bergarbeiter, mit dem antinazistischen Agieren von Nahrungsmittelarbeiterinnen und -arbeitern sowie von Kellnerinnen und Kellnern, von Textilarbeiterinnen und Textilarbeitern, von Bekleidungsarbeiterinnen und -arbeitern sowie von Angestellten. Sodann begibt sich Buschak auf „Spurensuche“ selbst nach geringfügigsten Hinweisen zum „Widerstand aus den Reihen anderer Gewerkschaften“, nämlich zu dem von Maschinisten und Heizern, von Bauarbeitern, Fabrikarbeitern, Buchdruckern und Buchbindern, von Holzarbeitern und Landarbeitern wie auch zur Kooperation einiger Gewerkschaften auf lokaler Ebene. Erwartungsgemäß kritisch, doch nicht immer treffgenau werden zudem die bereits erwähnte Berliner Reichsleitung der Gewerkschaften sowie die seit Mitte der 1930er-Jahre vom tschechoslowakischen Komotau aus agierende Auslandsvertretung der deutschen Gewerkschaften gewürdigt. Gleichfalls dezidierte Kritik wird an der zu jener Zeit schon zerfallenen bzw. aufgelösten Revolutionären Gewerkschaftsopposition der Kommunisten geübt, die aber immerhin in etlichen ihrer regionalen Ausprägungen dargestellt wird.

Abschließend rückt Buschak die am Ende außerordentlich weit verzweigte, nahezu gänzlich enthierarchisierte und dezentralisierte Widerstandsstruktur um Wilhelm Leuschner und Jakob Kaiser in den Fokus. In jenes von Leuschner und Kaiser selbst sowie durch einige, vom Autor freilich unzutreffenderweise in Abrede gestellte konspirative Kurier (S. 371) und nur wenige Kontaktpersonen vor Ort wie auch auf regionaler Ebene zusammengehaltene, überaus locker geknüpfte informelle Netzwerke waren sozialdemokratische, linkssozialistische, liberale und konservative Oppositionelle eingebunden, Gewerkschafter und Unternehmer, Militärs wie Pazifisten und Kirchenleute usw., und hie und da gab es sogar Berührung mit dem Rand des kommunistischen Untergrundes. Dieses von der Gestapo niemals enttarnete antinazistische Beziehungsgeflecht wird mit den von Buschak verwendeten Begriffen „Leuschner-Kreis“ und „Kaiser-Kreis“ sicherlich völlig unzulänglich, weil seine politische Bedeutung und seinen tatsächlichen Umfang minimalisierend, gekennzeichnet (z. B. auf S. 370). Die dort auf eine höchst modern anmutende Weise zusammengeführten Widerstandskräfte hätten sofort aktiviert werden sollen, wenn der Umsturzversuch vom 20. Juli 1944 erfolgreich verlaufen wäre. Durch sie sollte die Militäraktion unterstützt und der anschließend beabsichtigte Re-Demokratisierungsprozess initiiert, vorangetrieben und dauerhaft abgesichert werden. Das hierzu mobilisierungsfähige Widerstandspotential allein aus dem Bereich der Gewerkschaften – und dies ist sicherlich das überraschendste Novum in Buschaks neuester Publikation – wird von ihm andererseits mittlerweile auf „Tausende, aber nicht Zehntausende“ NS-Gegner insgesamt geschätzt (S. 308), womit er nun die diesbezüglichen Quantifizierungen von beispielsweise Michael

Buchbesprechungen

Schneider sowie Siegfried Mielke und auch von uns selbst bestätigt. Der wichtigste Faktor bei der Errichtung einer neuen Demokratie wäre mit großer Wahrscheinlichkeit die von Leuschner und seinen engsten Mitstreitern konzipierte „Deutsche Gewerkschaft“ geworden, eine auf Pflichtmitgliedschaft beruhende, parteipolitisch nicht festgelegte Einheitsorganisation aller lohn- und gehaltsabhängig Beschäftigten ab 18 Jahren, die sich zunächst der noch eine Weile fortbestehenden Organisationsstrukturen der faschistischen „Deutschen Arbeitsfront“ hätte bedienen sollen.

Nach einer Schlussbetrachtung, in der Buschak u. a. einige eindrucksvolle Beispiele für die klare Antihaltung des gewerkschaftlichen Widerstandes gegenüber der faschistischen Judenverfolgung aufführt (S. 397 ff.), folgen noch einige exemplarische Lebensläufe widerständiger Gewerkschafter sowie ein umfangreicher Anhang mit Quellen- und Literaturverzeichnissen, einem Personenindex und dergleichen mehr.

Alles in allem hat der Autor hiermit das Standardwerk zur Widerstandsgeschichte der deutschen Gewerkschaften vorgelegt, durch das sich das derzeit nur noch betrüblich schwach ausgeprägte Interesse zumal vieler ihrer eigenen Funktionäre und Mitglieder an ihrer Organisationsgeschichte hoffentlich bald wieder entfachen lässt.

Willy Buschak: Arbeit im kleinsten Zirkel. Gewerkschaften im Widerstand gegen die nationalsozialistische Diktatur. Essen: Klartext, 2015.

Andreas Dickerboom, Axel Ulrich

Frauen zwischen gesellschaftlichem Zwang und aktivem Widerstand

Lange stellte der antifaschistische Widerstand von Frauen ein nicht beachtetes Forschungsfeld innerhalb der (westdeutschen) Geschichtswissenschaft dar. Zunächst befasste sich die Wissenschaft lediglich mit der Erforschung des militärischen Widerstands, woraufhin erst in den späten 1960er und frühen 1970er Jahren begonnen wurde, sich mit der Opposition der ArbeiterInnen auseinanderzusetzen. Brunhild Müller-Reiss fokussiert in ihrer Studie die weibliche Resistenz in Hannover und trägt hiermit zur Überwindung eines Desiderates bei, zumal der Fokus auch innerhalb der Widerstandsforschung oftmals auf der Thematisierung des ‚heroischen Mannes‘ lag. Die Arbeit basiert hierbei auf von der Autorin während der 1980er und 1990er Jahre durchgeführten Interviews, welche sie etwa 30 Jahre später „öffentlich (...) machen und in den heutigen gesellschaftlichen Kontext zu stellen“ (S. 7) versucht. Im Mittelpunkt der Forschung steht hierbei die ‚doppelte Unterdrückung der Frau‘ (S. 11), einerseits als Zugehörige ihrer jeweiligen Klasse sowie andererseits auf Grund ihres Geschlechts – im politischen wie auch im privaten Leben.

Nach ihrem einleitenden Kapitel ‚Geschlechtszugehörigkeit‘ und ‚geschlechtsspezifische Arbeitsteilung‘, in dem Müller-Reiss die Verbindungen von weiblichem Leben zur politischen

Buchbesprechungen

Arbeit skizziert, gibt die Autorin im Kapitel „Frauengeschichte – Kontinuität und Wandel“ einen Überblick über die Rolle der Frau seit dem Mittelalter über die beginnende Politisierung im 19. Jahrhundert mit einem Fokus auf der Stellung der Frau innerhalb der Arbeiterbewegung bis hin zum Frauenbild der nationalsozialistischen Ideologie.

Bevor Müller-Reiss die Problematik der marginalen Rolle von Frauen innerhalb des öffentlich-politischen Raums thematisiert, führt sie in die von ihr genutzte Methodik der Alltagsgeschichte und Oral-History ein. Von Bedeutung ist hier, dass sie auf die der Methodik geschuldeten möglichen Verfälschungen etwa durch Vergessensprozesse oder die Wiedergabe von zum kollektiven Gedächtnis gehörenden Aussagen verweist. So resümiert Müller-Reiss: „Neben einer kontinuierlichen Deutung und Umdeutung von Erinnerung im Lauf des Lebens bzw. im Interview selbst, finden sich auch Fixierungen, vor allem bei mehrfachem Erzählen in der Öffentlichkeit in der Funktion als ‚Zeitzeug_innen‘“ (S. 43).

Anschließend thematisiert Müller-Reiss den Widerstand von Frauen vornehmlich aus dem sozialistischen Milieu. Auf den von ihr geführten Interviews basierend skizziert die Autorin zunächst die politische Sozialisation der befragten Frauen sowie ihr politisches Engagement vor 1933. Neben möglichen politischen Vorbildern in der Elterngeneration beschäftigt sich die Studie auch mit anderen Motivationen, welche der weiblichen politischen Arbeit zu Grunde lagen. Durch das Einfließen zahlreicher Interviewpassagen kommen vermehrt die Zeitzeuginnen zu Wort und dem Leser wird deutlich, welche individuellen Faktoren zur Politisierung der Interviewten beitrugen. Hieraufhin werden die unterschiedlichen Formen des Widerstands gegen das nationalsozialistische Regime, etwa die Verweigerung, die eigene Familie im Sinne der nationalsozialistischen Propaganda aufzubauen oder die selbstständige und eigenverantwortliche Betätigung im organisierten Widerstand, untersucht und durch Aussagen der Zeitzeuginnen gestützt. Vor einer zusammenfassenden Charakterisierung thematisiert Müller-Reiss die Gratwanderung der widerständigen Frauen zwischen Widerstand, Verweigerung und Kompromiss. Eine Zeitzeugin berichtet z.B. von ihrer Rückkehr aus dem KZ Moringen: „So verließ ich Moringen als Renegat, als Verleugner meiner bisherigen Ziele, aber als Mensch, der nicht mehr bereit ist, um seiner Ziele willen die Werte ‚Gerechtigkeit‘ und ‚Freiheit‘ als zweit-rangig anzusehen“ (S. 130).

Im letzte Teil der Studie fokussiert die Autorin die unterschiedlichen Biographien von drei antifaschistischen Frauen (Käte Brenner, Grete Hoell und Herta Dürrbeck) und legt, basierend auf den Interviews, die jeweilige politische wie familiäre Sozialisation dar. Unter besonderer Beachtung der politischen Tätigkeit der Frauen in jeweils unterschiedlichen politischen Umfeldern zeichnet sie die verschiedenen Wege von ihrer Kindheit bis zum Zeitpunkt der Interviews nach. Hier besteht für den Leser die Möglichkeit, neben dem guten Einblick in die von Müller-Reiss angewandte Methodik durch den Wechsel von Erzähltem der Zeitzeugin und Kommentar der Wissenschaftlerin ebenfalls umfassende Einsicht in die facettenreichen Lebensläufe der Widerständlerinnen,

ihre spezifischen Biographien sowie Prozesse der Sozialisation, Politisierung und Aktionen des Widerstands zu erhalten. Wünschenswert wäre eventuell ein abschließender Kommentar der Autorin gewesen, da die Studie abrupt mit der Thematisierung der letzten Biographie endet. Dennoch stellt das Werk einen wertvollen Beitrag zur Widerstandsgeschichte dar und gibt facettenreiche Stimmen des weiblichen Widerstands gegen das nationalsozialistische Regime in Hannover wider.

Brunhild Müller-Reiss: Antifaschistische Frauen in Hannover. Zwischen Selbstständigem Handeln und Familiensolidarität. Münster: edition assemblage, 2015

Sebastian Willert

Vom Todeslager zum Museum

Besucht man heute die Gedenkstätte Auschwitz-Birkenau, wird man durch einzelne Räume gelenkt, in denen das Leben und Sterben im Konzentrationslager während der Jahre 1940-1945 unter verschiedenen Schwerpunkten beleuchtet wird. Dass in den ersten Ausstellungen des Staatlichen Museums Auschwitz explizit jüdische Schicksale kaum eine Rolle spielten, erfährt man hingegen nicht. Imke Hansen untersucht in ihrer Dissertation die Geschichte der Gedenkstätte und ihrer Etablierung in den ersten zehn Nachkriegsjahren. Sie analysiert eine Vielzahl an heterogenem Quellenmaterial wie Sitzungsprotokolle, Zeitungsartikel, Leserbriefe, Zeitzeugenberichte und Entwürfe, um die Frage beantworten zu können, welche Intentionen die Ausstellungen verfolgten. Dabei konzeptualisiert sie diverse Ideen der Kuratoren, die sie Kategorien unterordnet, die jeweils mit der politischen, sozialen und wirtschaftlichen Situation Polens in der Nachkriegszeit zusammenhängen. So benennt Hansen beispielsweise das Narrativ von Heldentum und Sieg, da es besonders kommunistisch geprägten Ausstellern wichtig war, die ehemaligen – insbesondere politischen – Häftlinge nicht als Opfer zu stilisieren, sondern sie als stolze, aktive Freiheitskämpfer hervorzuheben. Eine andere Kategorie fokussiert eine religiöse Deutung des Konzentrationslagers, indem – analog zu späteren Ansätzen in der jüdischen Theologie – das „polnische Leiden [...] [als] Teil des göttlichen Heilsplans“ (S. 65) aufgefasst wurde, während es auch Interpretationen gab, die sich auf die jahrhundertalte, problembehaftete deutsch-polnische Geschichte bezogen und eine Darstellung von kämpferischen Verfechtern eines zukunftsorientierten und antifaschistischen Polens anstrebten, was wiederum förderlich für den Neuaufbau des Landes war.

Auch einzelne Institutionen und Personen, die an der Gedenkarbeit beteiligt waren, werden von Hansen vorgestellt. Sie thematisiert die Zusammensetzung der Planungskommission des Museums und der Guides, die zu Beginn grundsätzlich ehemalige politische Häftlinge waren, die in der Nachkriegszeit weiterhin auf dem KZ-Gelände lebten, während sie Ausstellungsexponate sammelten, Führungen anboten und das Gelände instand setzten. Darüber hinaus waren sie jedoch auch mit der Problematik konfrontiert, welche Schritte gegen die Plünderungen und Zerstörungen eingeleitet werden könnten, die besonders in Birkenau üblich geworden waren, wo Teile der Bevölkerung aufgrund der schlechten Wirtschaftslage in der Nachkriegszeit Material für den Eigenbedarf entwendete.

Im Juni 1947 wurde die Gedenkstätte Auschwitz erstmals eröffnet, auch wenn noch nicht alle Räume fertig gestellt waren. Charakteristisch für die Ausstellungen war das Ziel, „sowohl den massenhaften Charakter der Verfolgung und Ermordung als auch die Individualität der Opfer darzustellen“ (S. 117). So wurde versucht, anhand der heute noch ausgestellten Vitrinen mit Koffern, Kleidungsstücken, Haaren, Schuhen und Prothesen die Masse an Todesopfern zu demonstrieren. Aus heutiger Perspektive bemerkenswert ist dabei, dass das explizit jüdische Schicksal in den Konzepten der Anfangszeit nur marginal dargestellt wurde. Institutionen wie das Zentralkomitee der Juden oder die Zentrale Jüdische Historische Kommission versuchten zwar, für eine Wahrnehmung der drastischen Behandlung von Juden zu sensibilisieren, hatten damit allerdings kaum Erfolg, da tief verwurzelte Denkweisen einen über die Kriegszeit hinausgehenden Antisemitismus im katholischen Polen bewirkten.

Nach der Eröffnungsfeier 1947, die unter dem titelgebenden Motto „Nie wieder Auschwitz“ stattfand, entbrannte in der Öffentlichkeit eine Diskussion, in der es im Wesentlichen um die Rechtfertigung ging, wieso gerade Auschwitz im Kontext der Internationalität und im Vergleich zu anderen Lagern eine Monopolstellung einnehmen sollte. Bedingt durch die politischen Gegebenheiten wurde die ursprüngliche Ausstellung in der Folge überarbeitet: Ab den 1950er Jahren wurden stalinistische Weltanschauungen Bestandteil der Ausstellungspläne, die „eine an der politischen Situation orientierte dichotomische Gegenüberstellung von ‚Gut‘ und ‚Böse‘ im rhetorischen Gewand marxistisch-leninistischer Geschichtsphilosophie“ (S. 203) beinhaltete. In diesem Kontext differenzierten die Museumsinhalte einerseits eine zustimmende Bewertung der DDR und andererseits eine negative Bewertung der BRD sowie aller Westmächte und dienten somit „der Legitimierung des kommunistischen Systems“ (S. 217). Erst ab 1954 traten „Prozesse des Umdenkens“ (S. 250) ein, in denen sich nicht nur eine positivere Haltung gegenüber den Westmächten erkennen ließ, sondern auch eine stärkere Individualisierung von Einzelschicksalen sowie eine Unterscheidung der Opfergruppen manifest wurde. Nun wurde ausdrücklich auf die Tatsache aufmerksam gemacht, dass allein fast 25 Prozent aller ermordeten Juden in Auschwitz umgebracht worden sind.

Imke Hansens sorgfältig recherchierte Untersuchung über die Anfangsphase des Staatlichen Museums Auschwitz hilft nicht nur, die vielfach veränderte Konzeption der Ausstellung in ihrem historischen Kontext besser zu verstehen, sondern zeigt auch die spannungsreichen Verknüpfungen divergierender Weltanschauungen.

Imke Hansen: „Nie wieder Auschwitz!“ Die Entstehung eines Symbols und der Alltag einer Gedenkstätte 1945–1955. Göttingen: Wallstein Verlag, 2015

Kathrin Kiefer

Bartoszewskis Auschwitz

Im April vergangenen Jahres verstarb im Alter von 93 Jahren der polnische Historiker, Publizist und ehemalige Außenminister der Republik Polen Władysław Bartoszewski. Nur wenige Wochen zuvor war sein bereits im Jahr 2010 in Polen veröffentlichtes „Mój Auschwitz“ in deutscher Übersetzung erschienen. Für seine deutschsprachigen Leser ist das Buch damit gleichzeitig auch eine Art Vermächtnis.

Bartoszewski kam am 22. September 1940 als 18-jähriger Abiturient nach einer Razzia

gegen polnische Intellektuelle in das Konzentrationslager Auschwitz. Fast sieben Monate verbrachte er im Lager, musste Hunger und Kälte, Folter und Tod von Mithäftlingen ertragen, ehe er – vermutlich auf Betreiben des polnischen Roten Kreuzes – erschöpft und krank am 8. April 1941 entlassen wurde. Nach seiner Genesung schloss er sich dem polnischen Untergrund an, wurde Mitglied der Armia Krajowa und kämpfte im Warschauer Aufstand. Nach dem Ende des Krieges arbeitete Bartoszewski in der Hauptkommission zur Erforschung der Hitler-Verbrechen in Polen mit. Ein Leben in geordneten Bahnen blieb ihm jedoch verwehrt. Auf Grund seiner Oppositionshaltung gegen das stalinistische Regime in Polen wurde er 1946 erneut verhaftet und kam erst 1954 nach insgesamt sechseinhalb Jahren Haft wieder frei. Im Zuge des „Taufwitters“ wurde Bartoszewski rehabilitiert und widmete sich fortan der Erforschung der nationalsozialistischen Gewaltverbrechen in Polen. Das Ergebnis seines sechs Jahrzehnte währenden Forschens und Publizierens beläuft sich auf etwa 40 Bücher und weit über 1.000 Artikel in unterschiedlichen Sprachen.

Das Buch „Mein Auschwitz“ besteht aus drei Teilen. In einer knappen Einleitung erklärt Bartoszewski zunächst die Bedeutung des Titels

und benennt seine Motivation: „Wenn ich von meinem Auschwitz berichte, komme ich einer alten Verpflichtung nach.“ Er hätte nicht überlebt, wäre er nicht durch den polnischen Häftlingsarzt Edward Nowak ins Lagerkrankenhaus aufgenommen worden. Dieser „hatte beschlossen“, so Bartoszewski, „mich zu retten, denn er glaubte, dass ich irgendwann Zeugnis über diese Hölle ablegen würde.“

Der Hauptteil besteht aus einem langen Interview, das der Direktor der Gedenkstätte Auschwitz, Piotr Cywiński, und der Sekretär des Internationalen Auschwitzrates, Marek Zajac, mit dem ehemaligen Häftling führten. Bartoszewskis Erinnerungen sind beeindruckend und präzise. Eindrücklich ist vor allem die nüchtern-sachliche Schilderung seiner 199 Tage Lagerlebens. Mehrmals stellt Bartoszewski klar, dass er mit seinem Bericht keinen Anspruch auf Allgemeingültigkeit erhebt. Seine Erlebnisse wären nur ein eng umrissener Ausschnitt der Lagergeschichte; Kapitel zur Vernichtung der Juden oder Ausrottung der sowjetischen Kriegsgefangenen fehlen. Er resümiert treffend: „Alle Häftlinge waren in ein und demselben Auschwitz, doch gleichzeitig war jeder in seinem ganz eigenen. Es gab unterschiedliche Kreise der Hölle und unterschiedliche Erfahrungen.“

Buchbesprechungen

Der dritte Teil ist eine Anthologie verschiedener Texte anderer Häftlinge bzw. polnischer Untergrundpublikationen der 1940er Jahre und einer Rede Bartoszewskis aus Anlaß des 60. Jahrestages der Befreiung des Konzentrationslagers Auschwitz am 27. Januar 2005. Von besonderem Interesse ist der Abdruck der Untergrundpublikationen, die hier zumeist erstmals in deutscher Übersetzung vorliegen. Die zeitgenössischen Berichte sind, was als Makel angesehen werden kann, ohne Kommentierung abgedruckt, weswegen eine sorgfältige, historisch-kritische Lektüre um so wichtiger ist.

Trotz dieser Einschränkung ist Bartoszewskis letztes in deutscher Übersetzung erschienenes Buch jedem Leser, der mehr über die Anfangszeit des Konzentrationslagers Auschwitz und die frühe polnische Häftlingsgesellschaft erfahren möchte, uneingeschränkt zu empfehlen.

Władysław Bartoszewski: Mein Auschwitz.
Paderborn: Ferdinand Schöningh, 2015

Dietmar Schulze

Ausstellungen des Studienkreises



Nichts war vergeblich.

Frauen im Widerstand
gegen den Nationalsozialismus

Die Ausstellung würdigt den Mut von Frauen, die sich gegen den Terror des NS-Systems stellten.

18 Biografien stellen dar, auf welcher vielfältigen Weise die Frauen dem Regime die Gefolgschaft verweigerten. Sie verfassten und verteilten Flugblätter, sie boten Verfolgten Unterschlupf, sieklärten im Ausland über das Unrecht in Deutschland auf. Immer folgten sie ihrem Gewissen – und setzten damit ihr Leben aufs Spiel.

Eine Vertiefungsstation widmet sich darüber hinaus dem Thema „Kommunikation im Widerstand“ und stellt u. a. dar, wie Flugblätter und illegale Schriften im Widerstand produziert und verbreitet wurden.

Es ist auch möglich, Gegenstände und Handarbeiten zu zeigen, die von widerständigen Frauen während ihrer Inhaftierung gefertigt wurden.



„Es lebe die Freiheit!“

Junge Menschen
gegen den Nationalsozialismus

Viele junge Menschen verfielen den Ideen des NS-Regimes. Nur eine Minderheit zeigte den Mut an bestimmten Punkten „Nein“ zu sagen und/oder Widerstand zu leisten.

Diesen jungen Menschen, die aus verschiedenen sozialen und politischen Milieus entstammen, die in unterschiedlichster Form den Vorgaben des Regimes nicht folgten oder in ganz verschiedenen Formen Widerstand leisteten, widmet sich diese Ausstellung. In einer leicht verständlichen Sprache werden die Motive und die Aktionen der Jugendlichen auf 32 Tafeln dargestellt.

Nähere Informationen über den Umfang der Ausstellungen, weitere Materialien und Ausleihebedingungen erhalten Sie beim

Studienkreis Deutscher Widerstand 1933–1945 e.V.

Rosserstraße 9, 60323 Frankfurt/Main

Telefon 069 721575, Mail: studienkreis@widerstand-1933-1945.de



Kinder im KZ Theresienstadt

Zeichnungen,
Gedichte, Texte

Im Mittelpunkt dieser Ausstellung stehen in Theresienstadt angefertigte Kinderzeichnungen, Gedichte und Aussagen von Kindern über ihr Leben im KZ.

Sie erinnert auf 15 Tafeln an das Schicksal der etwa 11.000 nach Theresienstadt deportierten Kinder.

Sie kamen aus den jüdischen Gemeinden in Böhmen und Mähren, aus Deutschland, Österreich, den Niederlanden, Polen und Dänemark; die meisten wurden in Auschwitz ermordet.

Buchbesprechungen

Widerstand in Europa

Begleitend zur Ausstellung über den „europäischen Widerstandskampf gegen den Nazismus“ ist ein viersprachiger Begleitkatalog, herausgegeben von Ulrich Schneider und Jean Cardoen erschienen. Er stellt mit kurzen einleitenden Texten und anhand zahlreicher Fotografien den Widerstand in 21 europäischen Ländern vor.

Zu Recht betonen die Autoren die unterschiedlichen Ausgangssituationen eines antifaschistischen Widerstandes in den verschiedenen europäischen Ländern: Während viele Länder erst durch die deutsche (und italienische) militärische Okkupation mit einer faschistischen Herrschaft in Berührung kamen, waren rechte und faschistische Bewegungen in anderen Ländern bereits zuvor einflussreich.

Der Ausstellung und dem hier besprochenen Buch gelingt es, den traditionellen Blick auf den europäischen Widerstand in zweifacher Weise zu erweitern. Zunächst wird bereits die Zeit vor dem Kriegsbeginn und der faschistischen Okkupation in den einzelnen Ländern betrachtet. Auch der Blick über die am ehesten wahrgenommenen „traditionellen Widerstandsnationen“ wie Frankreich, Griechenland und Italien

hinaus ist spannend: Wer weiß schon von den erfolgreichen Protesten gegen die Deportation der jüdischen Bevölkerung in Bulgarien? Wem ist bekannt, dass norwegische Widerstandskämpfer eine Anlage zur Zerstörung „schweren Wassers“ für den Atombombenbau zerstörten oder dass im kleinen Belgien über 650 illegale Zeitungen hergestellt wurden? Wie stellte sich der Widerstand in Rumänien dar, das zunächst auf der Seite Hitler-Deutschlands stand oder wie in Albanien?

Deutlich wird immer wieder die internationale Vernetzung des Widerstandes, wenn Menschen unterschiedlicher Nationalitäten gemeinsam im Partisanenkampf agierten oder wenn die britische Luftwaffe Waffen z.B. für jugoslawische Partisanen abwarf. Dementsprechend ist es auch richtig, Großbritannien, der Ort zahlreicher Exilregierungen, als einen Bestandteil im europäischen Widerstand zu behandeln.

Der Ausstellung und dem Buch gelingt es Neugier auf den europäischen Widerstand zu wecken, beide nennen eine Vielzahl Gruppen und Einzelpersonen sowie Widerstandsaktionen. Wie bei jeder Ausstellung ist die Reduktion komplexer Inhalte und großer Umfänge notwendig, erst recht, wenn diese mehrspra-

chig ist. Die Anlage der Ausstellung ermöglicht dennoch einen guten Überblick über den Widerstand in den einzelnen Ländern und dessen Rahmenbedingungen, biografische Perspektiven können dadurch aber nur schwerlich ausgeleuchtet werden. Vielleicht wäre es auch sinnvoll gewesen, das Baltikum, dessen Länder ab 1940 Teil der Sowjetunion waren, eigens darzustellen. Wünschenswert hingegen wäre eine stärkere Kontextualisierung der Bilder, die im Mittelpunkt der Ausstellung stehen; zu einzelnen fehlt leider gar der Bildnachweis. Auch der Fehler, Elzers Attentat in den Löwenbräuanstatt des Bürgerbräukellers zu verlegen, ist bedauerlich. Dennoch bleibt der Band, der neben diversen Grußworten noch durch einen englisch- und französischsprachigen Anhang über die Erinnerung an den Widerstand in Belgien ergänzt wird, lesenswert. Die Ausstellung wird im Februar 2017 übrigens in der Zentralbibliothek der Stadtbücherei Frankfurt am Main zu sehen sein.

Ulrich Schneider, Jean Cardoen: Antifaschistischer Widerstand in Europa 1922-1945. Köln: Papyrossa, 2015

Thomas Altmeyer

Wieder gelesen

Primo Levi: „Ist das ein Mensch?“ und „Die Atempause“

März 1944: Auf den Selektionsrampen des Konzentrationslagers Auschwitz wurde aus dem Menschen Primo Levi – 24 Jahre, Jude, Doktor der Chemie aus dem norditalienischen Turin – menschliches Stückgut, wenig später die Nummer 174 517. In seinen 1947 verfassten Erinnerungen an den vernichtenden Alltag auf der Baustelle und im Lager von Auschwitz-Buna spiegelt Levi den hunderttausendfachen Kampf ums nackte Überleben, nicht als Tier, sondern – all dem zum Trotz – als menschliches Wesen.

Primo Levis Geschichte legt in all seiner erschütternden Einzigartigkeit Zeugnis darüber ab, wie unterschiedliche europäische Lebens- und Leidensgeschichten während der Zeit deutscher Besatzung und der Durchführung der Shoah zu einer Art universellen irdischen Hölle verschmolzen. Als jüdischer Italiener kämpfte er Ende 1943 in der Partisanenorganisation „Giustizia e Libertà“, geriet in Gefangenschaft und wurde Ende Februar 1944 von der deutschen Besatzungsmacht gemeinsam mit 650 Frauen, Männern und Kindern nach Auschwitz deportiert. Durch das von höhnendem Zynismus gekrönte Lager – „Arbeit macht frei“ – betrat Levi den „innersten Kreis der Hölle“, in dem er auf verschlungenen Pfaden bis zur Befreiung durch die Rote Armee am 26. Januar 1945

der eingeplanten Vernichtung durch Arbeit entgehen konnte.

Levis Alltagsschilderungen aus dem Lager sind in jeder Hinsicht tiefgründig. Aus ihnen spricht eine in Schmerzen geborene Philosophie der einfachsten Bedürfnisse des Menschen, deren Befriedigung sich hinter Stacheldraht und unter der Knute der SS und der Kapos zu komplexen Herausforderungen auswächst. „Der Tod beginnt mit den Schuhen“, so eine folgenschwere Erkenntnis: Levi kämpfte permanent mit den hölzernen Patinen, die selten in der passenden Größe vorhanden sind, die gestohlen werden und die Füße täglich von neuem zu blutenden Klumpen verwandeln. Es fehlt an allem: Löffel sind ein teures Gut, das sich die neuen Häftlinge erst besorgen müssen, Lumpen werden zu einem gefragten Ersatz für Hemden. „Das Lager ist der Hunger“ lautet eine weitere Quintessenz. Brot und Suppe, stets in einer lächerlich kleinen Menge ausgegeben, entwickelten sich zu Zentren von Spekulation, von enttäuschten Hoffnungen, von Handel, Kontakten und Auseinandersetzungen. Es mangelt an stärkender Nahrung, es mangelt an Schlaf, es mangelt an Hoffnung auf ein anderes Morgen: „Konkret sind Hunger und Trostlosigkeit, alles übrige ist unreal; und darum scheint es unmöglich, daß es jenseits dieser unserer Welt in Dreck und

Morast, jenseits unserer unfruchtbaren, stagnierenden Zeit, deren Ende wir uns nun gar nicht mehr vorzustellen vermögen, noch eine andere Welt und eine andere Zeit gibt“, fasst Levi den vorherrschenden Geist im Lager Auschwitz-Buna im Spätsommer 1944 zusammen (S. 122f.).

Neben der rassistischen Ideologie der deutschen Faschisten bestimmt im besonderen Maße die Ausbeutung der Arbeitskraft den Lageralltag. Ziel war dabei der Aufbau des Buna-Werkes zur Herstellung synthetischen Kautschuks für die deutsche Militärmaschinerie. Wenn die Entstehung der menschlichen Gesellschaft ganz wesentlich vom Faktor Arbeit bestimmt wurde, so findet sie in der auf totale Ausbeutung und einkalkulierte Auslöschung ausgerichteten Zwangsarbeit im Konzentrationslager ihre brutalstmögliche Umkehrung. Disziplin bei der Arbeit führt zum sicheren Tod, stellt Levi für sich fest. Er, der zunächst in eisiger Kälte auf der Baustelle Eisenröhren zu tragen hatte, sieht seine einzige Hoffnung darin, Facharbeiter zu werden. Seine Kenntnisse als Doktor der Chemie ermöglichen es ihm nach einiger Zeit, in ein Chemie-Kommando aufgenommen zu werden, das jedoch zunächst nicht mehr ist, als eine Trägermannschaft für hautschädigende Verbindungen. Erst später darf er ihm Labor des Lagers tätig werden und erhält die Möglichkeit, sich durch Diebstahl verschiedener Ausrüstungsgegenstände, Tauschgut für die komplexen Tauschgeschäfte unter den Häftlingen, zu verschaffen.